Mennonitische Rundschau.

[Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der **Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind.** [Preis 75 Cents per Jahr.

20. Jahrgang. 6. Dezember 1899. No. 49.

Aus Mennonitischen Kreisen

Das beste Gut.

Wonach du auch im Lebenslaufe
Als höchstem Ziel voll Inbrunst ringst,
Ob du im Sturm die Feuertaufe,
In Sonnengluten sie empfingst, —
Das reinste Glück auf dieser Erden,
Das über alle Schätze geht,
Sanft lindernd jegliche Beschwerden,
Es ist ein Herz, das dich versteht!

Und hast du auch die Welt bezwungen
Durch deines Geistes Zaubermacht
Und Ruhm und Lorbeer dir errungen
Und Gold- und Diamantenpracht —
Wie bist du arm trotz Glanz und Schimmer,
Der kalt und gleißend dich umweht,
Besitzest du das Eine nimmer,
Fehlt dir ein Herz, das dich versteht.

Doch wie so reich zu allen Stunden
Dein Dasein ist, wie hell und klar,
Wenn treu und innig dir verbunden
Nur eine Seele immerdar! —
Wie dich durchströmt ein stiller Frieden,
Ein Glücksgefühl, ein Dankgebet,
Ward dieses Kleinod dir beschieden,
Ein Herz, ein Herz, das dich versteht.

So mancher bangte wohl vergebens
Sein ganzes Leben lang darnach,
Ihm blieb, trotz manch' erfüllten Strebens,
Die Sehnsucht stets im Innern wach! —
Du Armer mußtest viel entbehren,
Doch ob du darbtest früh und spät —
Einst findest du in höh'ren Sphären
Bei Gott ein Herz, das dich versteht! —

Etwas für die „Rundschau".

Werter Editor! Indem ich die „Rundschau" No. 46 zur Hand nahm und sie so etwas durchschaute, fand ich darin nämlich die Frage: „Hat der auch ewiges Leben, der nicht an den Sohn glaubt"; nun dachte ich, etwas so meine Gedanken darüber auszusprechen, doch nicht zu disputieren. Es ist eigentlich eine Frage, die jedermann, dem Worte Gottes gemäß, sollte beantworten können, denn wir finden überall in Gottes Wort, daß der Vater und Sohn in Harmonie wirken. Sagt doch Jesus Evangelium Johannes 10, 30: „Ich und der Vater sind eins." Nun, wer da vorgiebt, an den Vater zu glauben, der bezeuget es damit, daß er auch an den Sohn glaubt. Nun werden vielleicht etliche fragen: Wie kann man denn das an ihm sehen, daß er an den Sohn glaubt? Gerade daran, wenn er die Werke des Sohnes hat, denn Jesus sagt in Ev. Johannes 10, 25: „Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir." Gerade so sollen unsre Werke dem Glauben an den Sohn Zeugnis geben. Der Lieblingsjünger Jesu sagt im ersten Brief Joh. 2, 23: „Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht; aber wer den Sohn bekennet, der hat auch den Vater." 1. Joh. 5, 12 heißt es: „Wer da glaubet, daß Jesus der Christ sei, der ist von Gott geboren."

Im 5. Verse sagt er: „Wer ist aber der, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?" Es ist uns keine Freiheit im Worte Gottes gegeben, den Gedanken Raum zu geben, nicht an den Sohn zu glauben. Wollen uns mal den 10. Vers vorhalten und sehen, ob wir können an Vater glauben und den Sohn leugnen, er sagt: Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat solches Zeugnis bei sich. Wiederum: Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht. Wir finden auch in Gottes Wort, daß andere von ihm Zeugnis schon damals ablegten in Matth. 14, 22—33. Da finden wir die Geschichte, wo die Jünger auf dem Meer waren, und daß sie in Not waren, und in der vierten Nachtwache kam auf einmal der Meister zu ihnen, gehend auf dem Meer. Da ward den Jüngern doch bang ums Herz, aber die liebreichen Trostworte ihres Meisters beruhigten sie. Da fielen sie vor ihm nieder, und was sagten sie? Du bist wahrlich Gottes Sohn. Als Jesus seine Jünger fragte, wer die Leute meinten, daß des Menschen Sohn sei, sagten die Jünger: Etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer; die andern du seiest Elia; etliche, du seiest Jeremia, oder der Propheten einer. So sagte Jesus denn zu ihnen: „Wer saget denn ihr, daß ich sei"? Da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn". Nun es ist, wie gesagt, genügend in dem Worte Gottes, um diesem den Mund zu stopfen, der sich die Freiheit nimmt und den Sohn Gottes leugnet.

Ich denke, ein jedes Kind Gottes muß schon die Liebe des Sohnes Gottes erfahren haben; aber merkt: nur ein Kind Gottes, denn wer den Sohn leugnet, für den ist keine Erlösung. Wer war das Opfer der Erlösung? Der Sohn Gottes. Folglich ist einer, der den Sohn leugnet, ein rettungsloses Geschöpf und muß schließlich verloren gehen, denn Jesus sagt: Niemand kann zum Vater kommen, denn durch mich. Es ist wunderbar, verschiedene Fragen tauchen auf, aber der Verführer ist in die Welt gekommen und eilt, seine Beute zu ergreifen, ja, er sucht, seinen schädlichen Samen, den Unglauben, in die Herzen der Menschen zu säen, und die Zeit ist nahe, wo alles ein Ende haben und des Menschen Sohn erscheinen wird; dann wird es sich ausweisen, wer ewiges Leben hat. Um der Sünde halber darf der Mensch nicht verloren gehen, sondern um des Unglaubens halber.

Abraham L. Toews.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Buhler, den 22. Nov. Da unser Korr. Johann Nickel doch zu lange zögert mit einem Bericht von Buhler und Umgegend, so ersuche ich die werte Redaktion der „Rundschau" diesen meinen kurzen Bericht in ihre Spalten geneigt aufzunehmen.

Von Sterbefällen habe ich nicht zu berichten, der letzte, der in unserer Umgegend zu Grabe getragen wurde, das war der in der „Rundschau" schon angemeldete alte Br. Abrah. Neufeld; aber in Bezug von Krankheitsfällen habe zu melden, daß die liebe alte Frau des Heinr. Schutz (früher Franzthal, Rußland) schon eine Zeitlang sehr krank ist und allem Anscheine nach kann es auch wohl das Letzte sein. Auch liegt Johann Dück (früher Waldheim, Rußl.) schwer krank an Asthma und Wassersucht darnieder. Unsere Geschwister Joh. Siemens gedenken, so der Herr will und sie leben, den 29. November die goldene Hochzeit zu feiern und so auch die l. alten Pet. Bullers (früher Paulsheim, Rußl.).

Unser Städtchen Buhler ist diesen Sommer und Herbst um etwa 6 Wohnhäuser, etliche Ställe und auch einen Elevator größer geworden. Einwohner sind etwa 35 deutsche und 2 englische Familien.

Schwager Gerdebrandt hat schon so bei 12 Wochen an einem schlimmen Daumen viel aushalten müssen; es bessert ein wenig, aber nur sehr langsam. Hat schon ein paar kleine Knochen herausgenommen. Unsere deutsche Vereinsschule hat so 45 Schüler; C. C. Epp ist unser Lehrer.

Die Witterung ist ausgezeichnet schön, genügend Regen und inzwischen schöne heitere Tage, folgedessen der Weizen und Roggen sich im üppigsten Grün befinden und für das Vieh die vollständigste Weide bieten.

Sind uns schon die Berichte von Amerika nicht unwichtig, so sind uns aber die Berichte aus Rußland besonders wichtig; daher, ihr l. Korr. in Rußland, schreibt nur recht oft; namentlich die wir aus Großweide und Umgegend sind, begrüßen Deine Berichte, l. Br. Pet. Neumann, herzlich.

In unserer Familie sowie im Freundschaftskreise alles wohlauf. Noch einen Gruß an die l. Leser, meine gewesenen Schüler wie auch den Editor, mit 1. Kor. 1, 3.

C. B. Froese.

Chelsea, Butler Co., 24. Nov. Das Auswanderungsfieber, welches schon seit etlichen Jahren in unserm Co. unter den deutschen Mennoniten herrscht, hat am 16. dieses Monats drei Familien von hier hinweggerafft. Es war der alte Peter Ratzlaff, sein Sohn Johann und sein Schwiegersohn, Abraham Regier. Wie ich gehört habe, sind sie nach der Kripp gezogen. Br. Johann Wiens macht sich auch fertig, um, so Gott will, noch vor Weihnachten nach Buhler, Reno Co., in die Sandberge zu ziehen, und Isaak Wiebe will bis zum Frühjahr nach Marion Co., ziehen. Ob wir wenig Deutsche von diesem gräßlichen Fieber befreit bleiben werden, steht in Frage; aber keiner will sich Mühe geben und nach Austell, Georgia, gehen, um die neue Mennonitenkolonie zu besehen und uns zu berichten, wie es dort aussieht. Es werden so viele Besuchsreisen gemacht, was nur für etliche von Interesse ist; hier würde es für viele nützlich sein, indem viele von hier dorthin ziehen würden, wenn einer hinginge und gute Berichte brächte. Wenn ich das Geld dazu hätte ($28.10 von Colorado aus), so würde ich nicht der letzte sein, der hinginge, um die schöne Gegend, wo Holz und Wasser die Fülle ist und auch die notwendigsten Gebäulichkeiten, auch urbar gemachtes Land, und was noch die Hauptsache ist, die milde Witterung, zu besehen, aber leider bin ich zu arm, um eine solche Besuchsreise zu unternehmen. Mein Wunsch ist, daß einer von den wohlhabenderen Brüdern eine Reise dorthin machen würde. Unsere diesjährige Ernte war besser, als in den vorhergehenden sechs Jahren, Gott sei Dank dafür. Weizen wird in dieser Gegend nicht gesäet, nur Viehzucht wird hier betrieben. Ein M. Sommer soll diesen Winter sechs- bis siebentausend Ochsen hier zum Füttern haben, derselbe läßt alles Heu, Kaffetkorn und sonst dergleichen für seine Ochsen kaufen.

F. Döring.

Pawnee Rock, den 29. Nov. 1899. Über die Frage, ob Deutsch oder Englisch auf unseren Konferenzen gesprochen oder ob unsere Gottesdienste deutsch oder englisch gehalten werden sollten, braucht man sich wohl nicht lange zu streiten. Wir wollen dem Englischen seinen Wert als Geschäfts- und Landessprache beileibe nicht schmälern; aber warum wir unsere deutsche Muttersprache aufgeben sollten, ist uns noch nicht ganz deutlich. Im Gegenteil denken wir, daß die deutsche Sprache neben der englischen sehr wohl bestehen kann. Unsere Sitten und Eigentümlichkeiten, ja unsere Religion hängen so eng mit der Sprache unserer Väter zusammen, daß das Aufgeben der letzteren einen Verlust für die ersteren bedeuten würde. Es ist auch gar nicht so sehr schwer, zwei Sprachen zu lernen. Im Durchschnitt ist derjenige, der zwei oder mehrere Sprachen inne hat, demjenigen geistig überlegen, der nur eine Sprache beherrscht. Es wäre traurig, sollten wir soweit kommen, daß unsere Kinder sich schämen, Kinder deutscher Eltern zu sein.

Dirks.

Anm. Leider giebt es vereinzelte verkommene Subjekte unter uns, die da ihre eigene Muttersprache schmähen und sich ihrer schämen, während sie selber auf englisch kaum erst fluchen und Tabak kauen können.

Oklahoma.

Shelly, 21. Nov. 1899. Lieber Editor! Ich will dir auch einmal berichten, wie es hier in Oklahoma zugegangen ist. Das Unwetter, welches die Astronomen prophezeit haben, ist zum Teil eingetroffen, denn der viele Regen hat die Erdhütten so erschüttert, daß die meisten davon zusammenfielen, und manche, die noch nicht hölzerne Häuser haben, dadurch in Verlegenheit versetzt sind; auch die Hühnerställe samt den Hühnern litten Not. Es hat hier 36 Stunden geregnet. Im Spätsommer gingen viele Leute von hier wegen der Trockenheit fort und meinten, aus Oklahoma könne nicht viel geholt werden, doch manchmal irrt sich ein solcher im Lichte. Der Weizen sieht durchschnittlich gut aus und es kann nächstes Jahr eine gute Weizenernte geben. Dieses Jahr fiel die Weizenernte spärlich aus; Korn hat es ziemlich gegeben, ist auch etwas höher im Preis, wie uns die Kaufleute im Anfang prophezeiten; sind aber noch lange nicht alle fertig mit dem Brechen. Es giebt von 15 bis 40 Bushel vom Acre. Alle Rundschauleser grüßend,

B. J. Nickel.

Colorado.

Kirk, 20. Nov. Werte „Rundschau"! Gruß zuvor. Will mal heute ein wenig für die „Rundschau" schreiben. Wir haben hier lange schönes Wetter gehabt, es paßte uns auch sehr schön, wir haben alle unsere Arbeit thun können und sind jetzt fertig für den kommenden Winter. Die Leute bezahlen hier fürs Vieh einen hohen Preis, doch sie werden damit fertig, sonst würden sie nicht so viel bezahlen. Kälber bringen $10 bis $15, jährige Stiere $20 bis $40. Weizen preist 50 Cts., Hafer 25 Cts., Korn 30 Cts., Kartoffeln hat es hier wenig gegeben, sie sind auch teuer, $1.00 für hundert Pfund, sind aber noch im Steigen.

Heute morgen fing es an zu regnen, und es regnete noch 4 Uhr nachmittags, es scheint mir so, als ob der Regen sich in Schnee verwandeln wird.

Der alte Her. B. Pauls, von Lehigh, Kans., ist hier gegenwärtig bei seinem Kinde, Aron Penner, auf Besuch. Er kam vorige Woche, Dienstagabend, in Burlington an, wo Br. Penner schon auf ihn wartete. So wie ich gehört habe, will Br. Pauls einen Monat unter uns verweilen. Es freut uns sehr, und ich wünsche, daß noch mehr aus dem Osten uns besuchen möchten; es macht uns immer Freude, wenn wir jemand von der Bahn holen können. Will nun mein Schreiben schließen. Noch einen Gruß an den Editor und an alle Rundschauleser. Verbleibe euer aller Freund,

Cornelius Suderman.

Später, den 21. Nov. Der Regen hat sich nicht in Schnee verwandelt, sondern die ganze Nacht durch regnete es. Heute ist es wieder schöner, wir haben hier jetzt Aprilwetter, sind jedoch solches im Novembermonat von dieser Gegend nicht gewohnt.

Texas.

Eigenheim, 23. Nov. Da die „Rundschau" so ein sicherer und treuer Bote ist und in so viele deutsche Häuser einkehrt, will ich ihr hiermit auch ein paar Zeilen mit auf den Weg geben, und hoffe, daß dieses meinen Kindern und auch sonstigen Freunden in Rußland zu Gesichte kommen wird, damit sie ein Lebenszeichen von uns erhalten. Wir sind, Gott sei Lob und Dank, noch alle am Leben und schön gesund, welches wir auch euch, geliebte Freunde, samt allen Rundschaulesern, wünschen. Liebe Kinder und Freunde, laßt doch auch einmal etwas von euch hören, wenn nicht brieflich, dann doch durch die „Rundschau." Noch einen herzlichen Gruß von euern euch Liebenden,

Jakob u. Kath. Jantzen.

Canada.

Manitoba.

Rosenort, 24. Nov. 1899. Der Sommer mit seinem herrlichen Wetter ist hier schon längst wieder verstrichen, und an dessen Stelle tritt der Herbst ein mit seinen Nachtfrösten, Schneegestöber und kaltem Regen. Die Bäume sind ihrer Blätter beraubt und stehen kahl da. Die meisten Stoppelfelder sind gepflügt, und die Brache ist fertig zubereitet, um nach fünf Monate langem Winterschlaf die köstliche Saat zu empfangen. Recht traurig wäre es, wenn es auch in unsern Herzen so rauh wäre, wie uns die Natur jetzt erscheint. In die Natur können wir schauen, nicht aber in die Herzen der Menschen, und so können wir nicht wissen, wie es da aussieht. Eins aber weiß ich, nämlich, daß Licht und Finsternis oft in mir wechseln, und daß eine ernste Mahnung mir, wenn's auch dem Fleische Schmerzen macht, recht wohl thut. Wenn man anständig behandelt wird, ist es keine Kunst, Liebe zu erweisen, aber bei grober Behandlung stille halten, eine Behandlung, die man sich vielleicht abschütteln könnte, das ist ein ander Ding.

Das Getreidefahren geht bei jetzigem schlechtem Wege nicht sehr gut, und wird deshalb nicht viel gefahren. Der

Preis für Weizen bleibt nunmehr derselbe, 52 bis 56 Cents.

Die Frau des Abraham D. Löwen war sehr krank an der Lunge, ist aber jetzt schon am Bessern.

Heinrich Enns.

Rußland.

Kraßekow, Gouv. Samara, den 26. Oktober 1899. An alle Rundschauleser und Freunde, besonders an die in Amerika, einen herzlichen Gruß. Da von unserer Gegend in der „Rundschau“ wenig zu lesen ist, so dachte ich, wieder ein wenig von hier zu berichten. Gesund bin ich und die Kinder alle. Mein teures Weib reiste den 20. Sept. ab nach der alten Heimat auf Besuch, ich harre schon sehnlichst auf einen Brief von ihr, daß ich sie abholen solle von der Bahn.

Die Ernte war hier auf unserer Ansiedlung dieses Jahr ziemlich gut, und doch verschieden. Wir haben von 30 Dessj. Weizen 185 Tschw. bekommen; Gerste von 9½ Dessj. 110 Tschw.; Heu 20 Fuhren, und vom andern auch hinreichend. In Donskoge, wo unsere Kinder wohnen, war es besser. Isaak, unser Tochtermann, hat von 29 Dessj. 260 Tschw. Weizen bekommen, und unser Sohn Johann von 16 Dessj. 120 Tschw. Der Herr sei gepriesen für die Gnade und den Segen, der uns zuteil geworden ist. Der Weizenpreis war anfänglich 90 Kop. per Pud, ist aber von Zeit zu Zeit gefallen, jetzt preist er 70 Kop. per Pud. Ich will mich kurz fassen. Hier wurde die neuerbaute Kirche den 26. September eingesegnet. Pred. Boschman hielt eine kurze Einleitung, dann predigte Ält. Nickel von Rudnerweide, und Ält. Krop hielt die Weiherede. Es war ein herrliches Fest; der Chor mit seinen schönen Liedern verschönerte es noch. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt, trotzdem es Regenwetter war.

Nun, liebe Geschwister, was macht ihr alle? Lebt ihr noch? oder seid ihr noch alle gesund? Den Brief von Schw. Wiens haben wir erhalten. Schreibe nur wieder, ich werde dann auch brieflich zu euch kommen. Dem Schwager Heinrich herzlichen Dank für den Aufsatz in der „Rundschau“. Laßt nur wieder etwas von euch hören, auch die andern Geschwister möchten mal schreiben; Jakob und Peter Buller, Huerbberts, ja alle Nichten und Vettern; Andreas Schmidtsche möchte auch einen Brief an mich schreiben. Soeben erhielt ich einen Brief von meiner lieben Frau aus der alten Heimat. Sie schreibt, daß sie, sowie auch ihre Schwester Abramsche, gesund seien; sie schrieb diesen Brief von Kleefeld aus. Hier ist noch schönes Wetter, hatten nur noch wenig Frost. Noch einen herzlichen Gruß. Auf Wiedersehen, besonders vor dem Throne Gottes.

Jakob Janzen.

Da der Brief noch nicht versiegelt ist, so bemerke ich noch, daß ich soeben einen Brief von der Abramsche, Kleefeld, erhielt, und meine liebe Frau den 25. von dort abreist.

Von meiner Arbeit in Chicago.

Da Schreiber dieses wohl den meisten Lesern der „Rundschau“, der Person nach unbekannt ist, so möchte er sich die Freiheit erlauben, sich allen lieben Lesern derselben vorzustellen. Gewiß nicht des Namens halber, das weiß Gott, sondern des würdigen Werkes halber, welches ich hier vertreten möchte. Mein Name wird niemand unbekannt klingen, denn ich besitze viele Namensvetter durch das ganze Land zerstreut. Meine Heimat ist in Kansas, Harvey County, wo meine l. Eltern und Geschwister jetzt noch alle wohnen. Dort wurde ich bekehrt zum Herrn durch die Wirksamkeit des Evangelisten P. H. Wedel. Nach meiner Bekehrung fühlte ich den Ruf, mich dem Herrn zu weihen. Um zu diesem Zwecke Ausbildung zu erlangen, ging ich nach Rochester auf das Baptistenseminar, wo ich vor drei Jahren graduierte. Von dort kam ich direkt hier nach Louisville, um Englisch zu studieren, und wenn es des Herrn Wille ist, werde ich hier im nächsten Frühjahr graduieren. Ich sah die Notwendigkeit ein, daß man in diesem Lande, um erfolgreich zu wirken, beider Sprachen mächtig sein muß.

Die Ursache meines Schreibens ist nun zu allererst die, daß ich der Christenheit im allgemeinen kund thun möchte von einer sehr wichtigen Arbeit, die sehr notwendig ist und trotzdem sehr vernachlässigt wird von den Christen in den Städten. Diese Arbeit, deren Name etwas später folgt, ist die Hauptaufgabe des Evangelisten Moody. Zu dem Zweck besteht sein Institut in Chicago und zu demselben Zweck ist ein zweites Institut in Northfield errichtet. Großes wird gethan in Chicago durch die Studenten im Institut, und auch ich hatte das Vorrecht, in Verbindung mit Moodys Arbeitern letzten Sommer die Arbeit unter den tief Gefallenen Chicagos aufzunehmen. Dieses ist ganz freie Evangelistenarbeit, wo keine Denomination, sondern nur allgemeine Seelenrettung durch das lautere Evangelium beachtet wird. Da ich ganz besondern Segen davon erlangt habe, möchte ich mich in demselben Sinn auch ferner diesem Werk weihen.

Ich schrieb bereits einige Artikel während meiner Arbeit letzten Sommer und veröffentlichte sie in der „Hillsboro Post“; allein ich möchte, wenn möglich, in allen christlichen Kreisen verkündigen von der segensreichen Arbeit, die ich während der letzten Sommerferien thun durfte. Ich arbeitete nämlich in den so bekannten Slums in Chicago. Eine riesenhafte Arbeit ist die Slum-Arbeit. Himmelschreiend sind die Sünden, die einem Missionar dort entgegengrinsen. Trotzdem das Elend der Gefallenen in den Großstädten so schrecklich ist, wird es dennoch fast gänzlich von der Christenheit vernachlässigt. Kommt man unter die Christen in der Stadt und erzählt ihnen, welche Sünden und Greuel in ihrer eigenen Stadt sich befinden, dann wollen viele es nicht glauben. Was ist die Ursache? Möchte doch jedermann bei sich Untersuchung anstellen. Was ist meine Pflicht als Christ, nur für mich zu sorgen, zur Kirche gehen und beten und weiter nichts? Jesus lehrt uns, auszugehen auf die Straßen und an die Zäune, wo die Lahmen, die Krüppel, die Blinden und dergleichen sich befinden.

Kommt mit mir, liebe Leser, nach Chicago, dort werdet ihr sehen, was Jesus damit meinte. Es stimmt ganz genau. Diese Gesellschaft auf den Straßen und an den Zäunen sind die Gefallenen in den Städten. Jesus war ein rechter Missionar, der die Verhältnisse zu seiner Zeit gründlich kannte, und leider fehlt es da bei manchem Christen der Zeit an Kenntnis und an einem Herz voll Liebe, solchen Verlorenen nachzugehen. Was nun meine Absicht ist mit diesem Schreiben, ist rein nur die, daß ich möchte Interesse erwecken für diese Arbeit in den Großstädten. Möchten sich Männer finden, diese Arbeit aufzunehmen, denn dieselbe ist sehr selbstverleugnend, und ohne große Liebe zu Verlornen sollte es niemand unternehmen, denn das wäre einfach nicht möglich. Man muß voll des Heil. Geistes sein zu dieser Arbeit, sonst verzweifelt man dabei. Weiter, wenn sich Männer Gottes finden zu dieser Arbeit, dann finden sich auch die Mittel, dieselben zu senden. Und wenn man das schreckliche Elend ansieht und nicht helfen kann, dann will das Auge vor tiefem Elend oft in Thränen überfließen. Denke man an die Tausende von verlorenen Söhnen und Töchtern, die dort in den schlimmsten Sünden leben, viele davon ruinieren sich so total in kurzer Zeit, daß nicht einmal die arme Seele mehr gerettet werden kann.

Ja, denke man an die Tausende von Eltern, die nicht nur in den Städten, sondern über das ganze Land verstreut wohnen. Eines Tages vermissen sie ihren Sohn oder Tochter. Sie warten tage- und wochenlang, und ihr Kind bleibt verschollen. Welch ein Schmerz bemächtigt sich solcher Eltern; sie sitzen und weinen, das Herz bricht, die Haare ergrauen. Wie viele blutende Herzen werden mit Herzeleid in die Grube gebracht. Solche Beispiele findet man viele. O die vielen armen Mütter, die da weinen müssen um ihre Kinder, und wenn wir Christen immer unsere Pflicht thäten, könnte manches verlorene Kind in die verzeihenden Arme mancher Eltern zurückgebracht werden. Wenn man mitten in dieser Arbeit sich befindet und von allen Seiten das Elend sieht, sollte man da nicht angespornt werden, anzugreifen und die große Not lindern zu helfen?

Ich hatte, wie schon erwähnt, letzten Sommer das Vorrecht, unter solchen Verlorenen zu wirken, und wäre nicht dazugekommen, wenn nicht Gott das Herz eines Mannes gelenkt, oder es ihm ins Herz gegeben hätte, mir die Mittel dazu anzubieten. Dr. J. J. Entz, Hillsboro, fragte an, ob ich bereit sei, diese Arbeit zu thun. Er hatte nämlich das Leben Chicagos kennen gelernt und das schreckliche Treiben in den Slums. Ich fürchtete mich nicht wenig davor, doch gab mir der Herr Freudigkeit dazu, und nun die Erfahrung, die ich in der kurzen Zeit daselbst erhalten habe, könnte nicht mit Geld bezahlt werden. Die Notwendigkeit dieser Arbeit kann man nur dann sehen, wenn man selbst diese Arbeit thut, oder sich von erfahrenen Männern berichten läßt. Um alle Umstände und Gefahren zu schildern, denen ein junger Mensch in einer Großstadt ausgesetzt ist, würde viel Zeit und Papier erfordern. So viel möchte ich hier sagen, es ist lange nicht immer der Fall, daß diese Gefallenen freiwillig ihr Los wählten. Manche werden mit Gewalt in die Lasterhöhlen geschleppt und leben ein Leben der Sünde, weil sie gezwungen werden. Daher kommt es auch so häufig vor, daß ein junges Mädchen oder ein junger Mann Selbstmord begeht. Vergleichen wir mal solches Leben mit unserer christlichen Erziehung, finden wir da nicht genug Ursache, unserem Gott zu danken, und möchten wir uns dann auch zugleich verpflichtet fühlen, solche Armen retten zu helfen? Es trug sich häufig zu, daß wir in unserer Arbeit mit jungen Leuten sprachen, die uns weinend kund thaten, daß sie so gerne aus ihrem Elend herauswollten, wenn sie nur wüßten wie. O, wie es mich oft schmerzte, wenn ich sah, wie satt manche den Sündendienst hatten und doch von Satans Fesseln gehalten wurden. In Chicago ist auch die Armut so groß, daß viele zum Diebstahl getrieben werden, und daher sind auch die Gefängnisse so angefüllt.

Fast auf jeder Straßenecke sieht man Frauen und Männer mit einer Drehorgel sitzen, um durch Spielen sich Geld zu erbetteln. Blinde und Krüppel, Junge und Alte, Männer und Frauen, manche in Lumpen gekleidet. Ich sah die armen Menschen dasitzen in der größten Sonnenhitze, weil sie gezwungen waren. Es galt nämlich, ihr tägliches Brot zu verdienen, und doch gehen manche am Abend heim ohne einen Cent und weinen; sie müssen hungrig bleiben. Manche haben nicht einmal ein Heim und bleiben auf der Straße liegen wie Tiere. Daß sich Gott erbarme, muß man oft ausrufen. Eine 70jährige Frau saß an einer Straßenecke mit einem Schild auf der Brust, auf welchem geschrieben stand: 50 Jahre blind, bitte helft mir. Es war rührend, und doch ist Chicago so voll von solchen traurigen Scenen, daß man sich schließlich daran gewöhnt; daher auch kein Wunder, wenn Nichtchristen, die tagtäglich dieses vor Augen haben, nicht sonderlich oder gar nicht mehr gerührt werden. Dieses ist leider nur zu allgemeine Thatsache. Wäre mehr Sympathie für die Leidenden, dann könnte auch viel mehr bezweckt werden. Eines Tages ging ich durch die gefüllten Straßen Chicagos und sah schon von ferne einen großen Schild über die Menschenköpfe hinausragen. Als ich näher kam, sah ich eine Schwester der Heilsarmee stehen und diesen Schild halten, und auf demselben stand geschrieben: Tausend Familien in den Slums sind dem Hungertode nahe, bitte helft, die Not lindern. Mancher Auswärtige würde wohl schnell in die Tasche gegriffen haben, allein in Chicago sind die Leute an so was gewöhnt und kehren sich nicht daran. Es that mir leid, daß alles an der Frau vorübereilte, ohne ihre Bitten zu beachten.

Chicago sowie auch die andern Großstädte sind voll von richtigen Heiden in dem Sinne, daß sie nicht wissen, daß es einen Gott giebt. Wir müssen Missionare hinsenden, grade so, wie wir sie aussenden in die Heidenwelt. Eines Abends, nachdem meine Arbeit gethan war unten in der Stadt und ich um etwa 11 Uhr heimging, fand ich zwei kleine Kinder, einen Knaben und ein Mädchen etwa sechs bis sieben Jahre alt, wie sie auf einem kalten Stein zusammengekauert saßen und schliefen. Es war heftig kalt in jener Nacht, und die Kleinen waren dürftig gekleidet. Ich weckte sie auf und fragte sie, warum sie nicht nach Hause gingen, worauf sie weinten und sagten: Mutter und Vater schlagen uns, wenn wir heimkommen. Dieses sind nur immer noch geringe Beispiele von der furchtbaren Not, die besteht in den Städten. Fühlen wir nicht, als ob wir mehr für diese Arbeit thun sollten? Tausende von Kindern treiben sich sozusagen heimatlos in den Straßen umher, die Eltern kümmern sich nicht darum. Welch eine Erziehung! Keine Sonntagsschule lernen sie kennen. Kein Gebet lernen sie lispeln; ist das nicht traurig? Fluchen und stehlen wird ihnen von jung auf eingepflanzt. Hier findet vielfach die Ausbildung für die Slums statt, es ist sozusagen eine Teufelsschule. O könnte die Menge Kinder doch von Missionaren gesammelt werden in Sonntagsschulen, die Menge böser Menschen würde bald abnehmen, sowie auch das schreckliche Treiben der Saloons. In der Erziehung liegt alles, wenn nur mehr Gewicht darauf gelegt werden möchte. Es ist nun hiemit nicht gesagt, daß diese Arbeit gar nicht betrieben wird, o nein, im Gegenteil. Es sind viele da, die sich dieser Arbeit weihen. Allein die Zahl der zu Rettenden ist in solcher erschreckender Menge vorhanden, daß die Zahl der Arbeiter wie eine Handvoll darunter verschwindet. Daher bittet den Herrn der Ernte, daß er mehr Arbeiter in seine Ernte sende. Da ich nicht zu viel Raum auf einmal in den werten Spalten aufnehmen möchte, so will ich für diesmal schließen und in kurzer Zeit andere Berichte folgen lassen. Bis dahin Gott befohlen. Mit herzlichem Gruß euer aller Mitarbeiter in Christo,

C. W. Wall,

care of N. Y. Hall, Louisville, Ky.

Am 17. Nov. '99.

Aus Indien.

Secundarabad, India, 19. Okt. 1899.

Teure Geschwister im Herrn! Der Herr mit Euch ist mein Gruß.

Weil jetzt Zeit ist, Briefe zu schreiben, will ich auch Euch wissen lassen, wo wir sind. Wir kamen glücklich und wohlbehalten den 4. d. Mts. hier an. Ich kann sagen, die Reise hat so weit besser gegangen, als ich dachte oder mir vorstellte. Die letzte Nacht auf dem Schiff, nämlich von Columbo nach Tuticurun, war eine von den schwersten. Das kleine Schiff konnte nicht ohne Schaukeln durch den Kanal gehen und die Seekrankheit blieb nicht aus. Mir kam sogar der Gedanke, wenn wir dieses nur erst über wären und festen Grund unter den Füßen hätten, dann wollte ich schon zufrieden sein und wenn ich auch nie meine traute Heimat wiedersehe. Aber solche Gefühle bleiben ja nicht und ich bete zum Herrn, er soll mir die Gnade nur noch einmal verleihen oder widerfahren lassen. Gegenwärtig sind wir gesund. Schwester Unruh hat eine Woche gelegen, hatte zu viel von der Sonne wegbekommen. Sie hatte nämlich eines Morgens beim Strümpfeanziehen durchs Fenster Sonnenschein bekommen, und das war zu viel. Während Schw. Unruh krank lag und Geschw. Friesen ihre Geschäfte hier in der Stadt verrichteten und wir auch zugleich auf unsre Sachen von Tuticurun warteten, kam Dienstag, den 10. d. Mts., ein Telegramm, daß Schw. Breed, die Ärztin von Nalgonda, auf Sterben liege und Geschw. Friesens sogleich kommen möchten, wir aber nicht, denn sie befürchteten unsern Aufruhr, wenn wir auch gleich kämen. So blieben wir fünf denn zurück und sind bei Geschw. Hopkins, Missionare hier in der Stadt. Gestern kam Br. Hübert von Nalgonda und brachte die Nachricht, daß Schw. Breed aus der Gefahr sei und so gedenken wir Montag abzufahren. Unsere Sachen sind aber noch nicht hier. Wir haben Schw. Breed ja noch nicht gesehen, glauben aber, oder haben den Eindruck, daß sie eine treue Arbeiterin im Weinberge des Herrn ist, und viel Segen unter den Kranken durch ihre ärztliche Hilfe schafft. Missionar Buggs hatte gesagt, daß niemand die Thüren für Nalgonda soweit geöffnet als die Ärztin Breed. Ich habe in dieser Beziehung viel an Schw. Tine gedacht. Sehne mich, wenn ich auch erst hier wäre. So wie Br. Hübert erzählt, wird in Nalgonda damit geschafft, Schw. Anna Sudermann dorthin aufzunehmen. Ich habe aber nicht die Gelegenheit gehabt zu fragen, ob die Bestrebungen von Amerika ausgehen. Ich sehne mich schon sehr, den „Zions-Bote“ wieder zu lesen. Hoffe in Nalgonda auch schon Briefe zu finden.

Es war uns anfänglich schwer, daß wir uns hier ohne Beschäftigung niederlassen sollten und die Zeit über uns hinwegeilen; aber wir trösten uns damit: „Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.“ Und zu denen zählen wir uns ja. Wir haben unsre Sachen nicht bei uns und können also schön von der Reise ausruhen. Auf einige Stunden hatten wir auch schon einen Lehrer, aber der verstand die Sache nicht anzugehen. Hoffentlich wird es uns in der Wahl unsers Lehrers späterhin besser glücken. Wir sind hier auch schon in den Telugu-Versammlungen gewesen und haben gefunden, daß die braunen Brüder und Schwestern wirklich gläubig sind und leben. Wir konnten ja von ihrem Reden, Singen oder Beten nichts verstehen, aber so einen heiligen Ernst konnten wir ihnen abfühlen und aus ihren großen Augen strahlte so eine

(Fortsetzung auf Seite 4.)

Unterhaltung.

Haydocks Zeugnis.

Eine Familien-Geschichte

aus der Zeit des amerikanischen Bürger-Krieges.

Von L. C. W.

(Fortsetzung.)

„Wie anders er jetzt aussieht als die erste Zeit, die er hier war; aber Johannes hat ihm ja eine Hand voll Sand auf den schwarzen Kopf geschüttet, der unnütze Knabe!" sagte Molly, und, indem sie an dem Holzkorb vorbei ging, nahm sie einige Stücke heraus und kehrte damit in die Stube zurück. Sie warf zwei oder drei Stücke auf die glühenden Kohlen und sah, wie sie brannten, zusammenbrachen und auch Kohlen wurden. Wie unbeschreiblich allein war sie doch! Ja, wären ihre Gedanken heiter gewesen, sie hätte sich wohl erfreut an dem flackernden, tanzenden Feuer, das fantastische und unsichere Gestalten an die Wand und Zimmerdecke zauberte, bald hier, bald dort, als wären sie lebendig. Das beständige „drip" „drip" des Regens machte Molly nervös, als sie in dem alten Armstuhl saß und auf das Tropfen des Regens in dem Eimer in der Küche horchte; sie bildete sich ein, daß beständig ein Finger klopfte, ganz metallisch klang der Laut der unaufhörlich fallenden Tropfen in das sich vermehrende Wasser, und Molly ertappte sich dabei, die Zwischenräume zwischen den Tropfen zu zählen.

Selbst der Bach im Keller schien den Einfluß des Regens zu empfinden, denn während er in gewöhnlichen Zeiten kaum zu bemerken war, hörte man ihn deutlich plätschern, als ob schattenhafte Wesen einen Karneval dort unten hielten, während von außen der sich erhebende Wind mit seinen seufzenden pfeifenden Tönen auch nicht dazu beitrug, ihre aufgeregte Einbildungskraft und unruhigen Nerven zu besänftigen. Die Uhr tickte lauter als gewöhnlich, und das Eichhörnchen saß oben auf dem geschnitzten Gehäuse derselben und beobachtete sie mit klugen Augen, zeigte aber keine Neigung, zu ihr zu kommen, um gestreichelt zu werden, sondern es hatte einen eigentümlichen Ausdruck von Erwartung in seinem Wesen. Molly erhob sich und zog die Vorhänge fester zu. Die dunklen Ecken im Zimmer erschreckten sie. Warum hatte sie das Gefühl, als ob unsichtbare Wesen um sie herum wären? Sie sah sich ängstlich um, es war ihr, als hätte jemand ihre Schulter berührt.

„Wie dumm das ist, ich werde Johannes wecken, damit er mir Gesellschaft leistet," sagte sie laut, aber ihre Stimme klang ihr selbst fremd und schien im dunklen Raum das Echo zu wecken. War das nicht der Schall von Pferdehufen? Jemand ritt schnell den Weg entlang, war auch die Thür verschlossen? Sie dachte nicht weiter, sondern sprang auf, um sie zu verschließen, da sie unwillkommenen Besuch fürchtete, als das Pferd am Hause anhielt, und o! sie kannte den Schritt, der schnell durch die Halle kam. Sie warf die Thür weit auf und achtete nicht den Regen, der mit einem plötzlichen Guß in ihr Gesicht schlug, sie fühlte, daß ihres Geliebten Arme sie umschlangen, und wußte, daß endlich eins ihrer Gebete erhört war. —

„Wann kamst du, hast du deine Mutter gesehen?" war ihre erste Frage, als sie wieder zu Atem kam.

„Vor einer Stunde bin ich angekommen, ja, ich war zu Hause, um Mutter zu sagen, daß nun alles gut sei, und sie ließ mich gleich hierher reiten."

„Sie wird nun gesund werden," sagte Molly, ihr Antlitz war wunderbar glücklich, nach der Traurigkeit, die noch einige Minuten vorher darauf lag.

„Sie lebte ordentlich auf in der halben Stunde, die ich dort war," sagte Rosko, „ich denke, ich bleibe die Nacht hier, wenn du mich unterbringen kannst. Deiner Mutter schien dieser Gedanke eine Beruhigung zu sein."

„Ja, sie liebt es nicht, uns allein zu lassen, obgleich sie in letzter Zeit mehrere Male die Nacht bei Frau Gordon gewesen ist."

„O, wie gut ist es, daß ich zurück bin, wie gut," sagte Rosko, „aber ich muß dich so lange warten lassen, um mein Pferd in den Stall zu bringen, denn es regnet noch."

„Nimm Johannes' Laterne, im kleinen Stall hinter dem Hause ist Platz, und die Kühe werden froh sein, Gesellschaft zu erhalten," sagte Molly.

„Froher, als du bist? Du sagst mir ja so wenig?" erwiderte der junge Mann mit einem strahlenden Glanz in seinen Augen, als er die Laterne aus ihrer Hand nahm.

„O, ich kann nicht die Hälfte sagen," antwortete sie, „ich dachte, du würdest niemals wiederkommen."

Als Rosko aus dem Stall kam und in das Zimmer zurückkehrte, glaubte er nie ein lieblicheres Bild gesehen zu haben, als ihm das flackernde Feuer jetzt zeigte. Die hellen Flammen erleuchteten Mollys leichte, in das romantische alte Sammtgewand gekleidete Gestalt und als sie sich zu ihm wandte, war die Freude, die in ihrem erglühenden Gesicht leuchtete, groß genug, um des Liebhabers Erwartungen zu erfüllen.

„O, wenn du wüßtest, wie ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe, Molly! Einmal glaubte ich, wir würden uns nie wiedersehen."

„Gott hat das Schlimmste verhütet, Rosko," erwiderte das Mädchen, als sie nebeneinander vor dem Feuer standen.

Das Eichhörnchen beobachtete sie von seinem erhöhten Standpunkt aus, und da es sah, daß keiner von ihnen sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, dachte es, es sei nicht der Mühe wert, länger zu warten, wickelte seinen langen Schwanz um sich und war bald fest eingeschlafen.

18. Kapitel.

Das alte Versammlungshaus noch einmal.

Sehr glücklich und dankbar war Franziska Haydock, Rosko Gordon wiederzusehen und von ihm zu hören, daß ihr geliebter Mann es möglich gemacht hatte, durch die Unionslinie zu kommen, und sie nun auch erfuhr, daß er nicht so viel gelitten, wie mancher andere der „Freunde", der zur Armee einberufen war.

Müde und hinfällig mochte er sein, das war das gewöhnliche Los derjenigen, unter die er geschleudert war, aber keine Klage wurde darüber laut. Wirklich kein Murren kam über die Lippen dieser Quäker, selbst wenn sie verwundet und geschlagen wurden, weil sie sich standhaft weigerten, Waffen zu tragen. Andere Soldaten wagten Leib und Leben für das, was sie für ihre Pflicht hielten, warum sollten die „Freunde" nicht dasselbe wagen für den Herrn, dem sie dienten, dem Fürsten des Friedens? In seiner Nachfolge jedoch verlor keiner weder Leib noch Leben, obgleich sie das, was vielleicht das schwerste war, aushalten mußten, nämlich den Zorn und Haß derjenigen, welche ihr Christentum für Furcht oder Selbstsucht hielten und sie als Feiglinge und Verräter brandmarkten. Und doch gab es in den Vereinigten Staaten keine gewissenhafteren noch gehorsameren Bürger, wenn es sich nicht um das handelte, was sie als das höhere Gesetz ansahen! Was die Opfer anbetraf, so waren die persönlichen Verluste der „Freunde" nicht gering. In einer Vierteljahrs-Versammlung in Nordkarolina wurden die Zerstörungen ihres Eigentums amtlich auf 96,000 Dollars in Gold geschätzt. Ihre Weigerung zu fechten schien den Konföderierten Beweis genug, daß sie es mit der Union hielten, und aus demselben Grunde wurden sie den Kommandeuren des Nordens als halsstarrige Überläufer bezeichnet. Mehr als einmal wurden ihre Wohnungen während des Frühlings von 1865 jeden Komforts beraubt. Betten und Kleider, Möbel und Nahrung wurden ihnen entweder genommen oder vernichtet; alle nützlichen Tiere wurden ihnen fortgeschleppt; der Same, der in der Hoffnung noch etwas zu ernten gesäet war, wurde bei der allgemeinen Zerstörung mit verschlungen, und neuer Same war nicht wieder zu erlangen. Dennoch lebten die „Freunde", und obgleich Franziska tief das Elend des Landes, das sie so liebte, fühlte, war sie doch dankbar, daß ihre größte Sorge gehoben war, und dankte täglich dem treuen Vater, der sie in so vielen Gefahren beschützt hatte. Armut hat den Vorteil, daß sie die Sorgen verkleinert ausgenommen solch tiefe Armut, daß die stündliche Existenz in Frage gestellt wird. Kein Pferd, keine Kuh war ihnen geblieben, denn selbst die beiden jungen Kühe waren schließlich einer Bande hungriger fouragierender Soldaten in die Hände gefallen, und Molly war, nachdem der erste Schreck vorbei, ganz froh darüber; die armen Tiere hatten die letzten Wochen so schmale Rationen bekommen, daß sie Molly und Johannes immer ganz jämmerlich ansahen, wenn sie kamen, sie zu melken. Kein Korn zu säen, keinen Garten in Ordnung zu halten, machte die Pflichten des Haushalts sehr leicht. Es gab nur Fichtenäpfel und etwas Holz zu sammeln, und Johannes nahm gewöhnlich seine Flinte mit, wenn er nach dem Sumpf ging, denn ein paar Eichhörnchen waren keine unangenehme Zugabe zu ihrem gewöhnlichen Mahl, das aus Maiskuchen und Kartoffeln bestand. Sagte ich, sie hatten gar keine Haustiere mehr, so war das nicht ganz richtig, denn von den zwei zahmen Hühnern war noch eins vorhanden. Sein Leben dankte es der Liebe, die es für Jingo hatte, eine Liebe, die von ihm so heiß erwidert wurde, daß, als er merkte, daß Johannes das Huhn für die Bratpfanne holen wollte, er so glühend um sein Leben bat, daß es ihm gewährt wurde.

„Jingo, es frißt so viel Korn," bemerkte Johannes.

„Lassen es doch, Meister Johannes, Jingo ihm wollen geben so viel er sich kann sparen von sein Essen. Es wirklich nicht fressen halb so viel, wie dat dumm Eichhorn!" Jingo liebte das Eichhörnchen nicht, vielleicht weil das kleine Tier ihn mit unbesiegbarem Mißtrauen betrachtete und, wenn es auf die Uhr hüpfte und Nüsse knackte und er am Fuße dieses alten Möbels saß und aus seinem Lesebuch lernte, ihm schlauer Weise die Nußschalen auf den Kopf warf.

Der traurige Winter war vorüber, und es war wieder einmal Frühling. Die Vögel kamen wieder aus dem sonnigen Süden und zwitscherten in und um den großen Sumpf, ihr fröhliches Singen und lustiges Fliegen zwischen den Bäumen widersprach dem Namen des Sumpfes „Der Schrecken", welcher die dunkle Seite desselben bezeichnete. Lange, unregelmäßige Linien von wilden Enten hoben sich gegen den blauen Himmel ab, und gewöhnlich brachte Johannes zwei oder auch mehr dieser Tiere mit heim, die er in den geschützten Wassertümpeln des Sumpfes schoß, wo sie sich in stiller Einsamkeit unter den Federcypressen und den dickblättrigen Lorbeerbäumen so sicher fühlten. In Nordkarolina ist die Märzsonne schon oft sehr warm und lockt die kleinen Veilchen und zarten Farren hervor. Die Theerose wirft ihre zusammengeschrumpften Blätter ab, die sie den ganzen Winter behalten, und aus den zarten Blättern und winzigen Knospen, die hervorsprießen, entwickeln sich bald die prachtvollen hellgelben Rosen. An den Ecken des Sumpfes blühten die schönen Magnolien und drängten sich die Blütenbüschel des Lorbeer hervor. Alles fühlte den belebenden Einfluß des herrlichen Wetters. Des Winters eiserne Hand war erlahmt, und wenn auch die Wagen unbrauchbar, weil man keine Pferde hatte, so konnten doch die guten Fußgänger wieder den Verkehr mit den Nachbarn aufnehmen. Das Versammlungshaus, das den größten Teil des Winters unbenutzt geblieben, war wieder einmal geöffnet, und der lebenspendende Sonnenschein verschönte die alten braunen Wände.

An einem schönen Sonntag, oder, wie die Freunde ihn nannten, „Ersttag", spannte Rosko Gordon sein Pferd, das sie bis jetzt noch behalten hatten, an einen Wagen von zweifelhafter Beschaffenheit und kam bei Haydocks an, als sie soeben ihr einfaches Frühstück beendet hatten.

„Frau Haydock," sagte er, „wollen Sie mir nicht erlauben, Sie heute zu der Versammlung zu fahren?"

„Danke sehr, Rosko, ja, die Kinder und ich dachten daran, heute morgen hinzugehen, es ist solch köstlicher Tag," erwiderte die Quäkerin, erhob sich von ihrem alten grünen Lehnstuhl und legte das Buch beiseite, in dem sie gelesen.

„Ich denke, fahren wäre besser für Sie, die Wege sind noch oft so feucht an den niederen Stellen," sagte der junge Mann, indem ihm die entzückende Ruhe in jeder Linie von Franziskas Antlitz und Gestalt auffiel, eine Ruhe, die man selten, außer bei den Quäkern, findet und die wohl hervorgebracht ist durch ihr vollständiges Vertrauen in Gottes Macht und auch durch die Gewohnheit, jede heftige Gemütsbewegung zu unterdrücken. Schon die Form des quäkerischen Gottesdienstes erfordert vollständige Selbstbeherrschung, und diese geht oft so weit, daß es sogar manchmal das gesunde geistige Leben unterdrückt. Für Rosko Gordon mit seiner lebhaften südlichen Natur war die Ruhe, die er in dieser Quäker-Familie fand, sehr anziehend und ihr Einfluß hatte ihn sehr gefestigt und geistig gestärkt; heute sprach der Eindruck des ganzen Hauses vom Sonntag, und die Sorge um den Kampf, der das Land durchzog, schien verbannt.

„Ist Fräulein Molly hier?" fragte er plötzlich.

„Sie ging mit Johannes zur Wiese hinter dem Hause, um nach Veilchen zu sehen, glaube ich. Wenn du sie holen willst, will ich mich indessen zurecht machen, da du so gut sein willst und uns zur Versammlung fahren."

„Danke schön, ich werde sie schon finden," sagte Rosko und ging durch die Küche und den kleinen Garten, wo er über Jingo stolperte, der bewegungslos hinter der Holzmiete saß.

„Nun Jingo, was thust du? Ich dachte bis jetzt, du könnest nicht fünf Minuten auf einem Fleck still sitzen?"

„Scht! Scht! Meister Rosko, ich sitzen und warten, bis dat Hühnchen finden Platz, wo legen ein Ei; wenn es mich sehen, es nicht will thun. Meister Johannes sagen, dann Jingo soll haben etwas mehr Maiskuchen alle Morgen!"

„Und wieviel willst du dem Tierchen davon abgeben?" fragte Rosko sehr amüsiert über des Knaben Eifer, mit dem er das Huhn beobachtete, wie es ruhelos umherging, vorsichtig die Füße hob in den Spänen und dabei bedächtig bald in dieses, bald in jenes Loch guckte.

„Ich sie schon wieder haben, ja, darum nicht fürchten, sie nicht soll haben warm gehalten Jingo Füße, den ganzen Winter, um nun werden fortgeworfen, wo ihr Kamm sein so rot, wie Miß Molly Lippen und ich sicher sein, sie bald legen, wenn sie gefunden ein Fleck. Da sind Miß Molly und Meister Johannes, ich denken, ich sie will tragen im Stall, ob sie da Ruh' finden. Ich will warten, bis sie ein Fleck gefunden! Schuch!" und Jingo ergriff seinen Liebling, der ihn mit ausgerecktem Hals und ernsten Augen ansah, und verschwand im Stall.

Bald bewegte sich der alte Wagen die Allee entlang, und die Insassen erfreuten sich der herrlichen Luft, die mit harzigem Duft der jungen Triebe der Pechtannen und der Kiefern erfüllt war.

„Gestern abend hörte ich das Gerücht, daß Richmond gefallen sei, Frau Haydock," sagte Rosko Gordon, indem er sich umdrehte, um sie anzureden. Wenige Worte waren gewechselt worden, als sie so entlang fuhren, nur ein fortgeworfener Tornister hier und eine zerbrochene Muskete dort an der Seite des Weges erinnerten fortwährend an das Elend des Landes, den Kummer der beraubten Familien des Nordens und die doppelte Last der Niederlage und Entvölkerung des Südens, die helle Frühlingssonne und der köstliche blaue Himmel schienen wie ein Spott bei der Trauer des Landes.

„Und wenn Richmond gefallen, kommt Vater bald zurück, nicht wahr?" rief Johannes, und seine knabenhafte Offenheit war ein Wiederklang der Freude, die seiner Mutter Herz durchzog. Der Gedanke, ihren Mann wiederzusehen, rief eine Flut von Gedanken hervor, zu tief, um sie in Worten auszudrücken.

„Könnte er durch die Truppen durchkommen, sobald sich die Südarmee ergeben hat?" fragte Molly.

„Ja, das glaube ich," antwortete der junge Gordon, „und ich denke, kein Hindernis wird ihm zu groß sein, wenn das Heimkehren nur irgend möglich ist."

„Ach, was wird es schön sein, ihn wieder zu haben!" rief Molly.

„Ja, das wird es," erwiderte Rosko herzlich, „und dann braucht Sie doch Frau Haydock nicht mehr, nicht wahr Molly?" fügte er mit leiser Stimme und einem mutwilligen Leuchten seiner Augen hinzu.

„Darf ich Sie herunterheben?" fuhr er fort, da er soeben vor die Thür des Versammlungshauses fuhr, „setzen Sie Ihren Fuß auf dies Rad, das ist noch leidlich sicher," und der frische Jüngling hob das Mädchen herab, das sich sanft errötend seinem starken Arm anvertraute.

„Nun, Frau Haydock, der alte Wagen hat Sie schließlich doch noch sicher hergebracht," sagte Rosko, als er auch ihr half herabzusteigen.

„Ja, ich danke dir, Rosko, Molly und ich werden hineingehen, und Johannes wird auf dich warten!"

Wie verschieden war die Versammlung von der, die vier Jahre vorher dort stattgefunden hatte. Damals lag ein Schein von gedeihlichem Wohlstand über der Gemeinde, der von Wohlbehagen und Glück zeugte, trotz der ernsten Mienen der Leute. Heute war die Versammlung kleiner, die Kleider waren verblichen, vertragen und von den verschiedensten Façons; die Gesichter waren dünn und bleich, und was sie einst von Schönheit enthielten, war nun unter einem traurigen, aber ruhigen Ausdruck verschwunden. Viele der Männer waren fort, und ihre Familien und Freunde waren müde geworden in dem ungewissen Warten, da sie keine Nachrichten bekamen.

(Schluß folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von **G. G. Wiens.**

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten 75 Cents.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

6. Dezember 1899.

— Wir haben jetzt eine Bibel mit sehr grobem Druck für alte Leute, deren Sehkraft geschwächt ist. Natürlich ist solche Bibel etwas schwer; aber alte Leute laufen ja auch nicht viel herum. Uebrigens kann die Bibel gut hantiert werden, hat keine Bilder und ist einfach aber dauerhaft gebunden. Der Preis beträgt $3.50.

— Auch von Peter Summer, Washington, Jll., ist eine gute Antwort auf die Frage in „Rundschau" No. 46 eingelaufen; da aber schon eine Antwort auf genannte Frage vorher einlief und auch schon aufgesetzt ist, so hat es wenig Zweck, zwei beinahe ganz gleiche Antworten zu bringen. Dank den l. Einsendern.

— Wenn Ihr ein Blatt habt, welches auf dem Wege ist, wirklich gut zu werden, dann solltet Ihr, l. Leser, alle mithelfen. Wie mithelfen? — Indem jeder sein Blatt ehrlich bezahlt. Indem er es andern empfiehlt. Indem er es in Schutz nimmt, wenn niedriggesinnte Leute oder Blätter es zu verleumden suchen. Indem er alles wirklich Interessante dem Blatte sofort mitteilt. Indem er den Editor auf etwaige Fehler und Versäumnisse liebreich aufmerksam macht.

— Wenn Bestellungen für Gesangbücher eingehen, und wir sollen einen Namen in Goldschrift auf den Deckel drucken, so muß der Name genau vorgeschrieben werden, denn wie derselbe vorgeschrieben wird, so kommt er aufs Buch. Wer z. B. „Gertruda" vorschreibt, soll nicht erwarten, daß wir „Gertrude" oder „Gertrud" setzen; oder wer uns „Maria" vorschreibt, kann nicht erwarten, daß wir „Marie" aufs Buch schreiben.

— Auf ungefähr drei Dutzend Fragen diene folgendes zur Antwort:

Wunschumschläge sind hier zu haben. Siehe Anzeige darüber.

Weihnachts- und Neujahrswünsche sind im „Jugendfreund" erschienen, so auch Wünsche und Gespräche für den Weihnachtsabend in der Beilage zur „Rundschau". Daraus kann ein jeder nehmen was ihm gefällt, und es kostet keinen Cent. Die Pakete mit Weihnachtsgedichten und Gesprächen, die hierzulande Mode sind, passen uns nur teilweise oder gar nicht. Die Idee, eigene Wünsche und Gespräche herauszugeben, kam uns etwas spät; doch besser spät als gar nicht. Nun aber haben wir ein Schubfach im Schreibtisch ganz leer gemacht und fordern alle Freunde der Jugend auf, im Laufe des Jahres beizutragen, damit wir nächstes Jahr imstande sind, eine gute Auswahl origineller Gedichte und Wünsche zu liefern. Also, l. Freunde, wer eine poetische Ader und unsere Jugend lieb hat, tragt bei, daß dieses noch leere Fach bis zum 1. November 1900 gefüllt werde. Auf solche Weise bekommen alle Schulen was sie brauchen und zwar umsonst. Wir sind bereit, solche Beiträge, auch wenn sie zahlreich einlaufen sollten, jedes Jahr im Novembermonat als Beilage mit der „Rundschau" erscheinen zu lassen.

Einer helfe dem andern.

Leser in Rußland.

Die „Rundschau" wird auch in Einzelnummern nach Rußland geschickt.

Kleinere Beträge sendet man von Rußland aus am einfachsten in Postmarken. Papiergeld sendet man von dort im Geldbrief (Deneschnoje). Auf solchen Geldbrief muß die Adresse erst russisch und dann noch deutsch (mit lateinischen Buchstaben) geschrieben werden. Die Adresse lautet:

Rundschau, Elkhart, Indiana,
Vereinigte Staaten von
Nord-Amerika.

Die „Rundschau" ist also der Empfänger des Geldes. In größeren Städten kann man leicht einen ausländischen Wechsel oder eine Postanweisung kaufen.

Man vergesse aber nicht, zu alledem auch noch die Adresse des Absenders (darf nur russisch sein) unten auf das Couvert zu schreiben. Es will uns scheinen, als ob es hohe Zeit wäre, daß die Herren Lehrer in Rußland solche Sachen in den Schulen lehren und erklären sollten.

Der Familienkalender dieses Jahr bedeutend vergrößert. Wir glauben sagen zu dürfen, daß unser Kalender für 1900 im Vergleich zu seinen Vorgängern bedeutend verbessert worden ist, indem derselbe nicht allein vergrößert worden, sondern weil derselbe bessern Lesestoff als früher aufzuweisen hat. Nicht allein die spannende Erzählung, „Eine Radfahrt auf Tod und Leben", sondern auch eine hochinteressante Schilderung der „Ersten Mennonitengemeinde zu Witmarsum, Holland," sowie Originalgedichte und Beiträge tragen dazu bei, diesem Buch in jeder mennonitischen Familie einen Platz zu sichern. Eine Vergleichung der Thermometer von Reaumur, Fahrenheit und Celsius, sowie eine Tabelle zur Vergleichung der Zeit ist speziell für den Familienkalender bearbeitet worden. Außerdem enthält das Werk noch manchen praktischen Wink für Farmer, Handwerker, Ingenieure u. dgl.

Preise.

1 Exemplar, portofrei,	$ .06
12 Exemplare, "	.45
25 " "	.90
100 " "	3.50
100 Exempl., wenn der Empfänger selber Fracht oder Expreß bezahlt,	2.50
250 " "	4.25
500 " "	7.50
1000 " "	12.50

Agenten sollten beizeiten ihre Bestellungen einschicken. Alle Bestellungen adressiere man:

Mennonite Publishing Co.,
Elkhart, Ind.

Agenturbedingungen für Rußland.

Agenten in Rußland geben wir 25 Prozent Commission an allen Barsendungen für „Rundschau" und „Jugendfreund." Wir bezahlen das Postporto von Amerika nach Rußland und der Agent bezahlt das Porto für seine Korrespondenz mit uns.

Briefkasten.

P. P. in W. — Der Untergrund ist zu durchläßig. Zur Abhilfe werden manche sehr kostspielige Mittel angepriesen, die wir jedoch nicht empfehlen können. Manchmal ist der Untergrund in demselben Thale etwas weiter auf- oder abwärts mehr lehmig oder thonig. Durch Graben kann man sich leicht davon überzeugen, ob der Untergrund durchläßig sei oder nicht. Sand oder Kies als Untergrund sind niemals gute Bedingungen zur Anlage eines Teiches.

Jakob Janz, Krasikof. — Antwort auf Ihre Frage auf Seite 4 dieses Blattes. Fünf Ex. „Rd." an Sie abgeschickt.

Peter Zacharias, Rosenfeld. — War die Rolle unversehrt, als sie Ihnen von Ihrem Postmeister ausgehändigt wurde?

Elisabeth Neufeld, Nalgonda, Indien.— Gerne erfülle ich Deinen Wunsch. Wünsche Euch allesamt viel Gnade und Kraft aus der Höhe, dort im fernen Indien Euer Werk zu treiben. Sehen etwaigen Berichten mit Vergnügen entgegen.—Ed.

Programm
für die
28. Konferenz
des Menn. Lehrervereins
von Kansas, abzuhalten
am 28. Dezember 1899 in Bruderthal.

1. Eröffnung.
2. Bericht der vorigen Sitzung.
3. Aufrufen der Glieder.
4. Ernennung der Komitees.
5. Zeiteinteilung.
6. Ausführung des Programms.

I. Thema: Gefahren des falschen und Nutzen des wahren Selbstvertrauens. Wie erzieht man zu letzterem.
Redner: J. B. Frey u. J. B. Epp.

II. Thema: Welche Bedeutung hat eine umfassendere Volksbildung für die wirtschaftliche Entwicklung unsers Volkes.
Redner: Rev. David Goerz und G. G. Wiens.

III. Thema: Wie erhält der Lehrer die rechte Begeisterung und Ausdauer für seinen Beruf?
Redner: J. A. Becker u. P. J. Harder.

IV. Thema: Horace Mann,
a) Biographie;—Redner: Frl. Agnes Unruh.
b) Prinzipien;—Redner: C. C. Epp.

V. Eingereichte Fragen.

7. Geschäftliches.
8. Berichte der Komitees.
9. Schluß.

Wie gewöhnlich werden am Vorabend der Konferenz Vorträge über Schule und Erziehung gehalten werden.

P. F. Duerksen,
David Harder,
W. B. Unrau, Schr. } Pro. Kom.

(Fortsetzung von Seite. 2.)

kindliche Unschuld und einfältige Freude. Es giebt keine Überwindung, sie zu lieben. Und welch ein Unterschied ist in den Christenkindern und Heidenkindern! Man kann die Christen schon auf der Straße von den andern unterscheiden. Das Heidentum ist tiefer in der Finsternis, als ich es mir vorstellte. Niemand kann es in Worten schildern und klar machen, bis das Auge selber sieht. Wir sind ja noch nur kurze Zeit hier, haben aber schon so viel gesehen, daß einem das Herz wehe thut bei dem Gedanken, wie vor Gott gerecht zu werden bezugs der armen Heiden. O in Wahrheit sind sie arm, natürlicher wie auch geistlicher Weise! Vorige Woche wurden Feste abgehalten und da ging es schrecklich—ja schrecklich zu, daß uns Fliehen ankam. Mit Messern und Peitschen wurden die Körper zerfleischt, daß das Blut vom Leibe rann und an manchen sah man sogar Stücke geronnen Blut. Jeder verursachte sich dieses selber. Einer hatte eine Wunde am Arm so groß als meine Faust und da steckte er sich dann das Messer selber hinein und Blut floß heraus. Dabei wurde getanzt, als wenn sie besessen wären. Wenn sie mal etwas nachließen mit Toben, dann zitterten sie so, daß sie kaum stehen konnten, besonders die sich so sehr verwundet hatten. O das war ein Anblick! Man fragt sich dann: wann wird die Zeit kommen, daß das blinde Volk von der seligmachenden Wahrheit überzeugt wird? O nur das Evangelium kann das blinde Volk ändern. Und wir beten: Herr, sende mehr Friedensboten aus! Möchten wir doch bald imstande sein, mit dem armen Volk sprechen zu können. Geschw., betet für uns, daß wir die Sprache bald erlernen!

In Ceylon wurden wir so recht an die Dichterworte erinnert:

Gewürzte Düfte wehen
Sanft über Ceylons Flur.
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur.

Das Heidentum fanden wir dort gerade so wie hier, aber die Natur war schöner. Da gingen wir z. B. durch einen Garten und sahen an der einen Seite des Weges den Zimmetbaum, wurden vom Geruch näher gezogen und brachen uns den Kanel ab; an der andern Seite hing die große Kokosnuß in der Spitze ihrer Palme; wieder an der andern Seite hingen die Bananen dicht vor uns; doch unterbrachen diese Schönheiten der Natur die Götzen, welche am Wege aufgestellt waren und das vorübergehende Volk verehrte sie. Wir begaben uns jedoch bald wieder ins Hotel, wo der Windfächer gezogen wurde; denn die Hitze wollte uns niederdrücken. Jetzt ist der Nordost-Monsun (Wind) eingetreten und ist wenigstens im Schatten angenehmer und auch nachts, aber an Zudecken denke ich doch noch nicht. Im Sonnenschein ist es ziemlich warm. Wir dürfen nie ohne die Topies (Korkhüte) hinausgehen. Diese sind an den Seiten und auch oben mit Ventilation versehen.

Sekunderabad ist eine Gouvernementsstadt, wo viel Militär steht, englisches und auch von den Eingeborenen, und in der englischen Armee ist es Gesetz, daß die Soldaten nicht vor 5 Uhr abends ohne Topie hinausgehen. Der Gefahren sind hier manche, doch der Herr kann uns bewahren. Wir haben den Heiland auch schon besser verstehen gelernt, wenn er sagt: „Nach solchem allen trachten die Heiden!" Ich erinnere mich soeben als wir den ersten Sonntagmorgen unsere Füße auf Indiens Boden setzten, wie die Heiden uns umstürmten um eine Gabe und etliche noch mit dem Zug mitliefen, so lange sie konnten. Unsere ersten Eindrücke von Indien waren Mitleid.

Einen herzlichen Gruß an alle Nachfragenden mit 2. Chronika 20, 17—19. Sehr wichtig ist mir in letzter Zeit besonders Vers 17 gewesen.

Eure im Herrn verbundene Schw.
Elisabeth S. Neufeld.
(Z. B.)

— **Die geplante Reform des russischen Kalenders** wird schwerlich ins Leben treten. Die zu Ostern begonnenen Beratungen der Kommission, welche sich mit den Versuchen, eine Übereinstimmung des Julianischen mit dem Gregorianischen Kalender herbeizuführen, zu befassen hatte, haben zu keinem Erfolge geführt. Die Notwendigkeit, diese Übereinstimmung zu bewerkstelligen, war von der Akademie der Wissenschaften schon zur Zeit Kaiser Nikolaus I. in einer Eingabe an den Zaren dargelegt und von einem Vorschlage über das für die Reform anzuwendende System begleitet worden. Eine solche Reform mußte jetzt um so dringlicher erscheinen, als die Differenz zwischen den beiden Kalendern am 29. Februar des Jahres 1900 schon 13 Tage, statt wie bisher 12, betragen wird. Trotz alledem konnte aber die von der astronomischen Gesellschaft eingesetzte besondere Kommission, die unter dem Vorsitz des Professors Glasenapp ihren Arbeiten oblag, nicht zu dem allgemein gewünschten Resultat gelangen. Die Kommission erklärte es für unmöglich, eine Übereinstimmung zwischen den Daten der Feiertage nach den beiden Kalendern zu erzielen. Sie hat sich darauf beschränkt, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß wenigstens die Daten der beiden Zeitrechnungen (des alten und neuen Stils) auf allen öffentlichen und privaten Aktenstücken miteinander angeführt werden.

Landwirtschaftliches.

Weizen in Minnesota.

Von der Versuchsstation.

Im Jahre 1888, im ersten Jahre nach der Errichtung der Versuchsstation, begann man Versuche mit den Weizensorten anzustellen, um auszufinden, welche sich am besten für diesen Staat eigneten. Der Hauptpunkt, der hierbei in Betracht gezogen wurde, war, solche Sorten von Weizen ausfindig zu machen, welche die größten Erträge lieferten, die Mühlen mit der besten Qualität Weizen versehen würden und das beste Nahrungsmittel für den Menschen bilden.

Während der Jahre 1888 und 1889 sammelten D. N. Harper und W. W. Hays 200 verschiedene Weizensorten. Die besten in Minnesota wachsenden Weizensorten wurden gesammelt und man verschaffte sich verschiedenerlei Sorten von anderen Staaten. Eine große Anzahl Weizenproben erhielt man ebenfalls durch die amerikanischen Konsuln in Rußland, Ungarn und anderen europäischen Ländern, sowie durch Versuchsstationen, Kornhändler und Leute in Canada. Die meisten dieser Proben waren Sommerweizen.

Chemische Untersuchungen wurden an vielen Sorten von Prof. D. N. Harper vorgenommen, um auszufinden, ob irgend eine Sorte unserem Weizen überlegen sei. Die Analyse ergab, daß der ungarische und viele Sorten des russischen Weizens höchst wertvoll waren, indessen waren keine wertvoller als unser Fife und Blue Stem. Die größte Anzahl dieser Weizensorten wurde im Jahre 1890 auf der „March und Spalding Farm" zu Warren, im Red River-Thal an der nordwestlichen Ecke des Staates angepflanzt. Infolge der geringen zur Verfügung stehenden Menge der meisten Versuchsproben konnte nur ein beschränkter Raum zur Bepflanzung verwendet werden, so daß es unmöglich war, genauere Berechnungen der Ertragsfähigkeit der einzelnen Weizensorten zu machen, obwohl man sowohl mit dem Pflanzen als dem Ernten sehr vorsichtig zu Werke ging. Einige Proben erwiesen sich als Winterweizen. Eine große Anzahl erwies sich als Korn von niedriger Qualität, so daß demselben keine weitere Beachtung geschenkt wurde. Das allgemeine Resultat ergab, daß unser einheimischer Weizen allen ausländischen Sorten überlegen war. Einige russische Sorten lieferten scheinbar dieselbe Qualität wie die unsrigen und deshalb wurden dieselben weiteren Untersuchungen unterworfen.

Man verschaffte sich hinreichend genug Samen von 75 der besseren Sorten, welche in 1891 auf je ein 40 Acre großes Stück Land zu Glyndon, im östlichen Teile des Red River-Thales angepflanzt werden konnten. Dieser Weizen gehört größtenteils der Fife-Gattung von Minnesota an und dem russischen. Von diesem Weizen wurde ein schöner Ertrag von guter Qualität erzielt. Während der Jahre 1892 bis 1898 wurden verschiedene andere Sorten von den erwähnten Staaten und Ländern gesammelt. Viele neue Sorten erhielt man ebenfalls von New South Wales, Australien. Die Gesamtzahl der bis auf den heutigen Tag untersuchten Weizensorten beträgt 552. Viele hiervon wurden nach dem ersten Versuche nicht mehr verwendet. Nicht in allen Fällen war die Witterung und die Bodenbeschaffenheit derart, daß die Erträgnisse zum Maßstabe

der Berechnung genommen werden konnten.

Die Ausgaben für diese Untersuchungen beliefen sich auf eine hohe Summe. Allein bloß durch eine langjährige genaue Untersuchungs-Methode konnte ein sicherer Anhaltspunkt erreicht werden.

Zur Verhütung der Schweinecholera.

Gegen die Schweinecholera werden gar verschiedene Mittel in Vorschlag gebracht, doch hat noch keines gründlich geholfen und zumeist deshalb nicht, weil die Farmer ihren Tieren nicht von jung an die nötige Aufmerksamkeit und Pflege schenken. Es fehlt gar häufig an Reinlichkeit, an guten Ställen und, was die Hauptsache ist, an geeignetem Futter. Wenn der Mensch fortwährend nur eine Speise ißt, wird er krank, und gerade so verhält es sich mit dem Schwein, dessen Magen und Verdauungsorgane dem menschlichen sehr nahe kommen.—„Ein Farmer, der Inzucht vermeidet und die allgemein gültigen Züchtungsmaßregeln beobachtet, der seine Tiere in vernünftiger Weise hält, der für frisches, reines Wasser, gutes, gesundes Futter mit thunlichster Abwechslung sorgt, der darauf sieht, daß seine Schweine trockene und reinliche, gut ventilierte Quartiere haben, der dafür sorgt, daß Holzasche, Holzkohle, bituminöse Kohle und Salz stets vorrätig sind und seine Schweine freien Zutritt dazu haben, braucht vor der Schweinecholera keine Angst zu haben." —Dies sind die Worte eines Farmers, dem rationelle Schweinezucht den Wohlstand gebracht hat. Der Mann züchtet seit dreißig Jahren Schweine zu Hunderten und hat auf seiner Farm noch niemals einen Cholera-Fall erlebt.

Zur Eiergewinnung im Winter.

Wintereier sind bekanntlich die teuersten; wer davon viel verkaufen kann, dem bringt die Hühnerzucht reichen Gewinn. Man findet nun manchmal Reizmittel angepriesen, die wohl das Frühlegen befördern, aber auf die Dauer schwächend auf die Legorgane einwirken. Sie sind daher zu verwerfen. Fleißiges Legen im Winter wird durch folgende Mittel befördert:

1. Warmer Stall, wobei es doch an frischer Luft nicht fehlen darf.
2. Bei Regen und Schnee und an sehr kalten Tagen soll man die Hühner nicht ins Freie lassen; ein geschützter Raum, in dem sie sich tummeln können, ist ihnen zu gewähren. Für die nötige Bewegung sorgt man, indem man ihnen Korn zwischen Häcksel oder anderes Material streut.
3. Man sorge, daß es ihnen an Grünem nicht fehle. Gemüseabfälle, Kohl, Rüben fördern das Legen.
4. Warmes Weichfutter fördert das Legen sehr. Kartoffeln mit Haushaltsabfällen mit Kleie, Schrot, Fleischabfällen oder statt derselben Fleischmehl, auch Quarg, Käse, auch Magermilch etc. geben ein vorzügliches Morgenfutter. Abends gute Körner.
5. An kalten Tagen gebe man mehrmals warmes Trinkwasser.

Das beste Mittel, um das Winterlegen zu fördern, sind Frühbruten. Was darin versäumt wurde, ist für dieses Jahr freilich nicht nachzuholen; doch für das nächste Jahr treffe man bessere Fürsorge und lasse früh brüten, sobald brutlustige Hennen zu haben sind.

Ueber das Ueberwintern unserer besten Gemüse.

Von A. Frueh, Ohio.

Gewiß hat sich schon mancher über dieses Thema den Kopf zerbrochen und ist es in rauhen Gegenden eine ziemlich harte Aufgabe, frisches Gemüse durch so harte Winter zu bringen, wie z. B. der letzte war. Gewöhnlich entbehrt die Erde die so notwendige schützende Schneedecke, welche wir in Deutschland haben, aber es ist nicht immer die strenge Kälte, welche das Gemüse verdirbt. Das so oft sich wiederholende Wechseln der Witterung, das immerwährende Auftauen und Zugefrieren verdirbt oft mehr, als wenn z. B. Krautsorten wie Rosenkohl, Wirsing, Federkohl, Rapunzel, Spinat unter der Schneedecke immer gefroren bleiben, sie sind dann bei langsamem Auftauen noch recht gut, oft noch besser als ehe es gefroren hat.

Eine bekannte Methode der Aufbewahrung ist Kraut-Wirsing mit dem Strunke nach oben in die Erde zu vergraben, allein viele gehen doch zu Grunde, besonders durch zu viele Feuchtigkeit, sie können auch nicht immer herausgenommen werden, sehen nicht mehr frisch aus. Alles ist weiß und gelb geworden und die Kunden kaufen solche Ware nicht gerne. Das schöne Ansehen ist verloren.

Ich habe im hiesigen County bei einem Kollegen, welcher jedes Jahr etwa 30,000 Stück Sellerie überwinterte, eine sehr gute Methode gesehen, welche ich im nachfolgenden beschreiben will: Es werden auf einem Hügellande oder doch da, wo das Land etwas Fall hat, Gräben ausgeworfen von drei Fuß Breite und zwei Fuß Tiefe, soweit von einander entfernt, daß man die ausgeworfene Erde gut lagern kann, die dann noch eine Erhöhung von sechs bis acht Zoll zwischen den Gräben bringt. Sellerie, welcher bis Mitte oder Ende November eingehäufelt im freien Lande stehen geblieben, wird jetzt samt den Wurzeln aus der Erde gehoben und dicht zusammen in aufrechter Stellung (Wurzel nach unten) in diese Gruben gestellt, ebenso Kraut-Blumenkohl, welcher hierin noch weiter sich ausbildet. Endiviensalat wird schichtenweise mit Stroh dazwischen eingelegt, daß z. B. zwischen einer Schichte Salat eine dünne Lage Stroh kommt, so daß noch einige Zoll Abstand von der Erdoberfläche besteht. Nachts bedecke man nur leicht mit Stroh; bei eintretender Kälte aber muß ein aus Brettern hergestelltes Satteldach angebracht werden. Einige alte Pfosten werden auf gewünschte Länge gesägt und in Dreieckform zusammengenagelt; diese werden über den Graben eingesenkt und zehn bis zwölf Fuß lange gute Bretter darauf genagelt, so daß zwischen den beiden Enden eine Oeffnung bleibt von 2½—3 Fuß, welche man mit einem Deckel verschließt, ebenso an den Enden. Man fahre sich nun an beiden Enden oder in der Mitte auf beiden Seiten der Gruben eine genügende Menge Pferdedung, welcher bekanntlich das beste Deckmaterial ist, um ihn bei zunehmender Kälte auf die Bretter und zwischen die Gräben werfen zu können. Je kälter es wird, desto mehr Deckung ist erforderlich, doch ist es bei einiger Vorsicht kaum möglich, daß es bei der strengsten Kälte etwas erfriert. Bei gelinder Witterung oder Sonnenschein lüfte man die Deckel. Alle Ausdünstungen, welche den Gemüsen meistens unangenehme Gerüche geben, werden dann sich verflüchtigen.

Der größte Vorteil dieser Methode besteht darin, daß sich der Marktgärtner zu jeder Zeit beinahe täglich seinen Bedarf von Sellerie und anderen Gemüsen holen kann, welche so schön und frisch aussehen, als kämen sie von einem Treibhause. Ebenso vorteilhaft ist es für den Familiengebrauch, wenn man sich zu jeder Zeit seinen Bedarf an Gemüsen holen kann und nicht erst warten muß, bis es auffriert. Diese Methode läßt sich im großen und kleinen sehr leicht ausführen und hat man nicht Gemüse genug, um seine Gruben auszufüllen, so bringe man alle weißen und gelben Rüben, Schwarzwurzeln, Pastinaken, Lauch und Knollensellerie hinein, die sich eben so gut halten als im Keller, wo sie meistens einen widerlichen Geruch annehmen. Als eine Hauptsache bleibt noch zu erwähnen, daß sowohl außerhalb noch innen in den Gruben sich nie Wasser ansammeln noch stehen bleiben darf. Man mache daher auf der Oberfläche kleine Rinnen und am unteren Ende sorge man für guten Abzug durch Einlegen einiger Fuß Thonröhren oder Bretter in Röhrenform hohlgelegt, deren Ausgang aber bei kaltem Wetter gut verstopft werden muß.

Ob sich wohl auch Kartoffeln auf diese Art gut durchwintern ließen, habe ich noch nicht erprobt, daß sich aber besonders Sellerie und Kraut sehr lange darin gut und frisch erhalten, beweist nachfolgendes: Ich hatte vor drei Jahren etwas Winningstädter Kraut gezogen, welches sich als spät gepflanzt nicht recht entwickelt hatte und dann an das Ende einer Grube gestellt und beinahe vergessen; erst im April holte ich dieses hervor, als ich die Grube ausebnen wollte, und zu meinem Erstaunen hatten sich einige frische Blätter entwickelt und gab ich davon einige Dutzend meinem Sohne mit auf den Markt. Ein hiesiger Doktor sah und kaufte sich einige Köpfe, fragend: Ist dieses neues Kraut? Ja, sagte der Junge und einige Tage später erfuhr ich, Herr Doktor habe ausgesagt, daß Gärtner Frueh schon neues Kraut zum Verkaufen habe. Leute kamen und ich sagte: Ja, Krautpflanzen. Der Leser wird nun wohl sagen, diese Methode gefällt mir, aber viel zu viel Arbeit, viel zu kompliciert. Aber, mein Lieber, du bist doch jetzt nicht so sehr mit Arbeiten überhäuft, darum nehme doch einen oder zwei Tage und bringe deine Gemüse in ein gutes Winterquartier, es lohnt sich.—A. u. Gztg.

Hausarzt.

Die Naturheilkunde.

Vegetarismus.

Die außerordentliche Bedeutung des Vegetarismus, namentlich bei der Kindererziehung und in Krankheitsfällen darf nicht verkannt werden. Wenn die Schulmedizin allein im Fleischgenuß den höchsten Wert der Ernährung erblickt, und Kraft und Gedeihen hauptsächlich von carnivorischer Ernährungsweise erwartet, so ist das ein sehr verderblicher Irrtum, aber sicherlich ein Irrtum ist es, wenn die Vegetarier behaupten, der radikale Vegetarismus sei die allein richtige Lebensweise.

Bei Kindern ist allerdings der Vegetarismus am Platze, besonders, wenn man ihn gleich von Anfang an einführt. In solchen Fällen ist der Körper noch an keinerlei carnivorische Nahrung gewöhnt und wird sich bei vegetarischer Ernährung gesunder und vorteilhafter entwickeln, als bei carnivorischer. Es ist geradezu erstaunlich, wie wohlthätig bei der Kindererziehung der Vegetarismus wirkt.

Wer fähige, gesunde und leistungsfähige Kinder haben will, der erziehe sie vegetarisch.

So erzogene und ernährte Menschen können dann, wenn sie erwachsen sind und das Bedürfnis in sich fühlen, auch ruhig vegetarisch fortleben, und sie werden sich dabei wohl fühlen. Von Wichtigkeit ist die vegetarische Ernährungsweise ferner in gewissen Krankheitsfällen, z. B. als Entfettungskur angewendet. Wenn die Personen aber bereits erwachsen sind, ist seine Verwendung auch hier nur vorübergehend und bedingungsweise geboten.

Die Hauptgrundidee des Vegetarismus ist entschieden die Anhaltung zur Mäßigkeit, und es ist thatsächlich richtiger, überall beim Einnehmen seiner Mahlzeiten sich an eine bestimmte Mäßigkeit zu gewöhnen, als diese resp. jene Ernährungsweise einfach in Acht und Bann zu erklären und bei der für gut befundenen Richtung jeder Mäßigkeit sich zu entschlagen. Namentlich in Krankheitsfällen ist Mäßigkeit von allergrößtem Einfluß.

Es verbietet mir der beschränkte Raum, die Irrtümer und Mängel des Vegetarismus, die ich in langjähriger Praxis erkannt habe, hier auseinanderzusetzen, ebensowenig die der carnivorischen Ernährungsweise näher zu beleuchten. Es muß hier genügen, die Resultate dieser Erfahrungen kurz zu skizzieren.

Ernährungswechsel.

Eine Hauptregel bei jeder Ernährungsweise ist jeden jähen Wechsel zu vermeiden. Wechsele ich z. B. die carnivorische Lebensweise plötzlich mit dem Vegetarismus, so ist das ein ganz ähnlicher Eingriff in das Menschenleben, als wenn ich im Pflanzenreiche z. B. einen Baum aus einem Erdreich in ein anderes, entgegengesetztes verpflanze. So lange der Baum jung ist, verträgt er dies ohne Schaden, allein im späteren Alter dann nicht mehr so leicht. Ganz ähnlich ist es mit der Ernährungsweise beim Menschen. In der Kindheit und der Entwickelungszeit verträgt der Mensch einen Nahrungswechsel noch am leichtesten. Sobald er erwachsen, viel schwerer. Daraus folgt schon allein, daß es falsch ist bei Erwachsenen, die Lebensweise völlig zu ändern. Wer also bei carnivorischer Diät groß geworden, für den ist es niemals ratsam, plötzlich mit dem Vegetarismus zu beginnen. Er bleibe bei seiner gemischten carnivorischen Kost und modifiziere höchstens darin so viel als nötig, wenn Krankheit dies erfordert.

Die Mittagsmahlzeit.

Die Mittagsmahlzeit wird bei weitem den meisten wohl stets die Hauptmahlzeit bleiben und ist daher auf ihre Nahrhaftigkeit ganz besonderes Gewicht zu legen. Auch hier gilt als Grundsatz: je einfacher und natürlicher, desto nahrhafter und besser.

Die Beantwortung der Frage, was wir zu Mittag genießen sollen, um uns gesund und leistungsfähig zu erhalten, ist durch das Vorhergesagte bedingt. Es handelt sich nur noch darum, auch hier noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß alle komplizierten Kochweisen nicht so empfehlenswert sind als die einfachste Art der Zubereitung.

Man achte ferner darauf, daß man alle Nahrungsmittel in gesundem guten Zustand erhält und wache mit peinlicher Sorgfalt darüber, daß nichts davon verdirbt, oder in verdorbenem Zustande noch genossen wird.

Eine einfache, gut und einfach zubereitete sog. Hausmannskost ist jedenfalls die empfehlenswerteste.

Wer vegetarisch leben will, oder seine Kinder vegetarisch ernähren will, kaufe sich ein vegetarianisches Kochbuch, wenn er sonst nicht im stande sein sollte, den rechten Küchenzettel zu finden.

Einen bestimmten Küchenzettel für das Mittagsmahl hier zu geben, würde mich zu weit führen, das muß der Intelligenz jedes Einzelnen überlassen bleiben.

Wer sich an carnivorische Ernährungsweise gewöhnt hat und dabei zu bleiben gedenkt, der sei daran gemahnt, nie zu viel Fleisch zu genießen. In Krankheitsfällen thut er dann gut, den Fleischgenuß so weit als möglich einzuschränken.

Man gewöhne sich daran, alle scharfen Gewürze und Zuthaten an die Speisen nur in ganz geringen Mengen zu nehmen, weil alle dieselben keinerlei Nahrungsmittel, sondern nur Reiz- und Genußmittel sind, welche ganz unnötigerweise zum Durst nötigen und vielfach zu Krankheitsdispositionen die Veranlassung geben.

Die Abendmahlzeit.

Die Abendmahlzeit nehme man nie zu spät ein, wenigstens nie später als zwei Stunden vor dem Zubettgehen. Abends genügt es, wenn man sich an Obst und Brot gewöhnt, oder höchstens eine Mehlsuppe, Brot, Milch oder Eier genießt.

Getränk.

Als Getränk gewöhne man sich von Jugend auf an reines Wasser. Alle alkoholischen Getränke wie Schnaps, Bier, Wein, desgleichen alle Mineralwässer sind nur Reiz- und Genußmittel, aber keine Nahrungsmittel. Dasselbe gilt vom Tabak.

Das reine Wasser ist das gesundeste Getränk für den Menschen und enthält alles, was der Mensch zur Löschung des Durstes braucht. Man hüte sich nur, das Wasser zu kalt zu trinken, wenn man selber zu warm ist.

Da außerdem das Wasser die eigentümliche Eigenschaft hat, alle schädlichen und schlechten Bestandteile aus der es umgebenden Luft in sich aufzunehmen, so ist es stets nötig, daß man sein Augenmerk darauf richte, daß das Wasser, welches man in den Wohnhäusern zum Trinken stehen hat, mit der Luft möglichst wenig in Berührung kommt, und mehrmals am Tage frisch geholt werde. Wasser, das in offenem Glase auch nur kurze Zeit in Krankenzimmern resp. Schlafzimmern steht, ist zum Trinken unbrauchbar, weil es eine große Menge schädlicher Miasmen in sich aufgenommen hat.

Bei Lungenleiden, Bronchialkatarrhen und dergl. Leiden genieße man Wasser stets nur temperiert. Da wo ungewöhnlicher Durst vorhanden, drücke man sich den Saft einer resp. einer halben Citrone in das Trinkwasser, jedoch ohne jeden Zuckerzusatz. Die Citronensäure ist in diesen und allen Krankheitsfällen ein sehr empfehlenswerter Zusatz zum Trinkwasser, weil sie die krankhafte Hitze lindert und den Magensaft zur Verdauung kräftigt.

Nun giebt es viele, die kein Wasser trinken mögen, weil sie glauben, dasselbe nicht vertragen zu können. Da heißt es: ja sobald ich Wasser trinke, bekomme ich Kolik oder sonstige Beschwerden. Das hat seine Begründung, denn das Wasser besitzt die Eigenschaft, viele in den Verdauungsorganen angesammelten Stoffwechselreste und Schlacken rasch zur Ausscheidung zu bringen, z. B. durch Diarrhöen, oder dergl. Aus diesen ganz natürlichen Vorgängen aber zu folgern, der Genuß von Wasser ist schädlich oder gar gefährlich, das ist wiederum ein echt medizinisches Kunststück.

Man verkennt die Wirkung des Wassers und folgert nun einen Trugschluß nach dem anderen daraus, wie dies ja bei der Schulmedizin bereits zur Gewohnheit geworden ist.

Es ist geradezu eine Sünde, wenn vor dem Genuß guten reinen Trinkwassers, als vor etwas Schädlichem gewarnt wird.

Wer der Reinheit des Wassers nicht traut, koche dasselbe vor dem Trinken.

Wer trotzdem sich nicht entschließen kann, Wasser zu trinken, der möge sich an den Genuß frischen Obstes gewöhnen, weil dieses den besten Ersatz für Wasser liefert. Denn frisches Obst enthält eine große Menge Wasser in der denkbar reinsten Form, und löscht jedes Durstgefühl in der besten Weise.

Ein mäßiger Genuß von leichtem gutem Bier oder noch besser, einem guten Landwein ist ferner jeden „Gesunden" durchaus nicht nachteilig. Nur das Übermaß ist schädlich. In Krankheitsfällen meide man indessen Bier und Wein ganz.

Zeitereignisse.

Philippinen.

Manila, 28. Nov. 7 Uhr 35 Min. abends. — Das Transportschiff „Manauense", mit Oberstleutnant Webb Hayes und drei Kompagnien des 31. Infanterieregiments an Bord, ist hier angekommen. Es ist mit knapper Not dem Untergange entronnen. Offiziere und Soldaten haben zwölf Tage lang mit Eimern das eingedrungene Wasser ausschöpfen müssen. Der Dampfer war nicht seetüchtig, ohne genügende Bemannung und knapp an Proviant. Die Maschinen versagten und das Schiff wurde drei Tage lang in einem Teifun umhergeschleudert.

8 Uhr 15 Min. abends. — Als die „Manauense" heute morgen nach 33-tägiger Fahrt von San Francisco in der hiesigen Bucht vor Anker ging, stand das Wasser mehrere Fuß hoch im Kielraum, und 400 schmierige, fettige, hungrige und erschöpfte Soldaten und Matrosen hatten seit dem 17. November Tag und Nacht das in das Schiff eingedrungene Wasser mit Eimern ausgeschöpft. Der erste Hilfsmaschinist P. Dunleavy war in Arrest, und nach Oberst Webb Hayes amtlichem Bericht würde auch der Obermaschinist in Arrest gewesen sein, wenn jemand dagewesen wäre, der seine Stelle hätte einnehmen können. Der Oberst sagt in seinem Bericht ferner, der Kapitän des Schiffes habe ihm gesagt, das einzige, was sie gerettet hätte, sei der Umstand gewesen, daß die Leute Neulinge waren und von der Gefahr, in der sie geschwebt, keine Ahnung gehabt hätten. Erfahrene Seeleute würden das Schiff mitten auf dem Ozean verlassen und sich in die Boote gerettet haben.

Die Manauense ist ein gechartertes Schiff, welches unter britischer Flagge fährt. Es gehört einer Firma, von der Senator Perkins von San Francisco angeblich ein Mitglied ist. Die Offiziere sagen, die Firma habe den Dampfer für $45,000 gekauft und sie behaupten, es seien Anstrengungen gemacht worden, ihn für $150,000 an die Regierung zu verkaufen. Die Manauense fuhr von San Francisco ab in Begleitung der „Pekin", welche den Rest des Regimentes an Bord hatte und hatte bis nach Honolulu mit hohem Seegange zu kämpfen, ohne daß sich dabei jedoch ein Unfall ereignete.

Nach der Abfahrt stellte sich heraus, daß die Bemannung unzureichend war, so daß Soldaten als Heizer, Kohlenzieher, Aufwärter u. s. w. fungieren mußten. Ehe Honolulu erreicht war, war die Bemannung zur Überzeugung gekommen, daß das Schiff nicht seetüchtig sei und die Mehrheit der Matrosen beschloß deshalb, zu desertieren. Trotz scharfer Bewachung gelang es vielen, vom Schiffe wegzukommen, so daß schließlich, als der Dampfer Honolulu verließ, nur noch die Hälfte der Matrosen übrig war.

Am 17. November machte der Kapitän des Transportschiffes dem Oberst Hayes die Mitteilung, daß das Schiff ein Leck bekommen habe und eine Untersuchung ergab, daß der Schiffsraum mehrere Fuß hoch unter Wasser stand. Die Dampfpumpen wurden in Thätigkeit gesetzt, arbeiteten aber nicht und Handpumpen waren an Bord nicht vorhanden. Es wurden jedoch 46 Eimer gefunden und eine Anzahl anderer wurde angefertigt und die Soldaten, welche nicht als Heizer u. s. w. verwandt wurden, in fünf Schichten organisiert. Ausgekleidet und Reihen bildend begannen sie dann das Wasser mit Eimern auszuschöpfen; Offiziere und Mannschaften reichten dann einander die Eimer, die mittels einer Kurbel an Deck geholt wurden. Die längste Zeit, die eine Schicht diese Arbeit aushalten konnte, waren zwei Stunden, oft aber nicht länger als eine halbe Stunde. Dieses Ausschöpfen mit Eimern wurde fortgesetzt, bis das Schiff im hiesigen Hafen vor Anker ging.

Am selben Tage, wo das Leck entdeckt wurde, brach die Maschine zusammen und die Apparate für Erzeugung des elektrischen Lichtes, ferner die Verdampfungs-, Destillier- und Kühlapparate arbeiteten nicht mehr. Lampen waren nicht vorhanden und die paar Kerzen, welche vorgefunden wurden, waren nach einigen Tagen aufgebraucht. Während der letzten Woche seiner Seereise war der Dampfer des Nachts in vollständiger Finsternis. Das Schiff hatte die ganze Zeit hindurch mit hohem Seegange zu kämpfen gehabt, aber am 22. November geriet es in einen Teifun und wurde in beunruhigender Weise umhergeschleudert. Während des Sturmes war die „Pekin" von der „Manauense" getrennt worden. Da das Wasser im Schiffsraume rasch im Steigen war, so wurde die Schöpfmannschaft verdoppelt. Die Eimer waren aber nach und nach in Stücke gegangen, so daß Fässer und Kisten an ihrer Stelle benutzt werden mußten. Während die Leute so in der Dunkelheit arbeiteten, wurden sie oft von umherschwimmenden Planken getroffen. Die Heizer vermochten die Feuer unter den Kesseln nur in Gang zu halten, indem sie auf den Schultern der anderen Leute standen, denen das Wasser bis an die Brust reichte. Der Teifun tobte zwei und einen halben Tag und mitten in diesem Sturme standen plötzlich die Maschinen still. Die Offiziere hielten dann eine Beratung und fanden, daß 420 Personen an Bord waren, mit Rettungsbootvorkehrungen für 263.

Mittlerweile reichten die Leute unten, ohne eine Ahnung von ihrer großen Gefahr zu haben, einander die Wassereimer, wobei sie sangen, während das Schiff hilflos, mit geschlossenen Luken mitten auf dem Ozean einherrollte.

Die Hitze war entsetzlich, bis der Teifun vorüber war. Dann kam die „Pekin", die etwa 70 Meilen weit von ihrem Kurs abgekommen war, wieder an die Seite der „Manauense", die so fürchterlich rollte, daß die im Schiffsraum befindlichen Soldaten bei jedesmaligem Rollen die „Pekin" durch die über ihnen befindlichen Luken zu sehen vermochten.

Oberst James S. Pettit, Befehlshaber des 31. Freiwilligenregiments, hieß die „Manauense" nach Guam fahren, um dort auf Hilfe zu warten, wogegen jedoch der Kapitän der „Manauense" aus dem Grunde Einwand erhob, wie die Offiziere sagen, weil die Regierung für die Miete des Schiffes jeden Tag $500 bezahle.

Während der ganzen übrigen Reise versagten die Maschinen der „Manauense" häufig den Dienst und das Schiff rollte oft stundenlang, während die Maschinen ausgebessert wurden. Dann fuhr der Dampfer wieder ein paar Stunden weiter. Das Fleisch und Gemüse verfaulten, weil die Kühlmaschinen nicht arbeiteten, und wurden deshalb über Bord geworfen.

Nach dem Sturm mußte das Wasser, welches in Honolulu eingenommen worden war, für die Dampfkessel verwandt werden, und zum Trinken war sonst weiter nichts vorhanden. In der That, es wird behauptet, daß während der letzten Woche der Reise die Leute fast ganz von Whiskey, Bier und Schiffszwieback gelebt hätten.

Offiziere und Soldaten waren aufs äußerste erschöpft, als sie Manila erreichten. Sie sagen, daß die Maschinisten durchaus unfähig gewesen seien. Das Verhalten der Mannschaften war, nach der Behauptung der Offiziere, über jedes Lob erhaben. Tagelang arbeiteten die Leute in dem dunkeln, erstickenden Schiffsraume, wo ihnen das Wasser manchmal bis an die Schultern reichte, während Planken und sonstige Holzstücke in lebensgefährlicher Weise umhergeschleudert wurden. Die Offiziere gingen den Leuten beim Ausschöpfen mit gutem Beispiele voran und sprachen ihnen Mut zu. Der Kapitän des Schiffes versprach den Leuten 25 Cents per Tag für das Ausschöpfen, will sie aber jetzt nur mit anderthalb Dollars abfinden, weshalb die Soldaten vorhaben, das Schiff in Beschlag nehmen zu lassen. Das Regiment wird auf der „Pekin" nach Zamboanga weiterfahren, um mehrere Häfen auf der Insel Mindanao zu besetzen.

Manila, 1. Dezember. — 1 Uhr 50 Minuten nachts. Als die Landungstruppe vom amerikanischen Schlachtschiff Oregon unter Vizecommander McCracken am vorigen Sonntag die Stadt Vigan, Provinz Süd-Ilocos, einnahm, fand sie dort einen entflohenen Gefangenen Namens A. L. Sonnenschein, der die erste authentische Auskunft über die Erlebnisse des Leutnants James C. Gillmore vom amerikanischen Kanonenboote Yorktown gab, der mit einer Anzahl Leute von der Yorktown im letzten April von den Insurgenten unweit Baler an der Ostküste von Luzon gefangen genommen wurde, als sie in einem bewaffneten Boote eine Untersuchung der Mündung des Flusses vornahmen.

Sonnenschein war mit Leutnant Gillmore und sieben Seesoldaten lange Zeit in Abra gefangen gehalten worden, hatte es aber fertig gebracht, mit einem in Marinegeheimschrift verfaßten und vom 19. November aus Abra datierten Zettel zu entkommen. Der Zettel war adressiert „An irgend einen Flottenoffizier" und der Inhalt lautete: „Sie können volles Vertrauen haben zu allem, was der Überbringer sagt." Der Zettel trug Gillmores Unterschrift.

Nach Sonnenscheins Angabe wurden, als Leutnant Gillmores Barkasse vom Hafen von Baler unter Deckung des Fähnrichs W. H. Sturdleys Kanone in den Fluß hineinfuhr, die Soldaten mit drei Gewehrsalven empfangen. Zwei der Amerikaner wurden getötet und zwei tödlich verwundet. Jeder der Leute war getroffen worden. Leutnant Gillmore hatte einen Schuß in die linke Wade bekommen und sein Fuß stak im Morast fest. Es blieb den Leuten nichts übrig, als sich entweder zu ergeben, oder sich von den Insurgenten zusammenschießen zu lassen.

Als Leutnant Gillmore sich nach den Bedingungen der Freilassung erkundigte, machten die Insurgenten ihm den Vorschlag, er solle dafür sorgen, daß ihnen die Waffen und die Munition der spanischen Garnisonen ausgeliefert würden. Wenn er dies durchsetze, sollten die Spanier und Amerikaner nach der „Yorktown" geschickt werden.

Ein Soldat von Leutnant Gillmores Truppe trug diesen Vorschlag nach der Garnison. Der spanische Kommandant erwiderte, der Vorschlag sei eine Beleidigung für die spanischen Waffen und jagte den Soldaten fort, auf den obendrein, als er wegging, ein spanischer Soldat sein Gewehr abschoß.

Die Amerikaner wurden dann, an Händen und Füßen gebunden, nach San Isidro geschickt, wo General Luna ihre Hinrichtung befahl. Sie wurden nach der Plaza abgeführt und im Beisein einer großen Menschenmenge in einer Reihe aufgestellt, um erschossen zu werden. Leutnant Gillmore rief: „Als ein amerikanischer Offizier und Gentleman protestiere ich dagegen, mit gebundenen Händen erschossen zu werden." Aguinaldo legte sich ins Mittel und verhinderte die Erschießung. Als General Lawton im letzten Juni sich San Isidro näherte, wurden die Amerikaner nach Abra geschafft, wo sie zwei Monate lang in Zellen eingesperrt gehalten wurden. Später wurde ihnen mehr Freiheit gestattet, aber der Bericht, daß dem Leutnant Gillmore ein Haus nebst einem Diener zur Verfügung gestellt wurde, ist unwahr. Er hatte dasselbe Quartier, wie die übrigen Gefangenen, und den Amerikanern wurde gerade so viel Geld gegeben, wie den spanischen Gefangenen, nämlich täglich 5 Cents, um sich Reis und Bananen dafür zu kaufen, was thatsächlich ihre einzige Nahrung war.

Südafrika.

London, 28. Nov. — Aus der Verlustliste, welche General Buller in Bezug auf die Schlacht von Gras Pan oder Enslin heute gesandt hat, geht hervor, daß die Befürchtungen über die schweren Verluste der Briten nur zu wohl begründet waren. Es stellt sich heraus, daß die Briten ihren Sieg mit großen Opfern erkauften, denn sie verloren 198 Mann an Toten allein. Das Yorkshire Regiment und die Marinebrigade litten am schwersten, denn außer 3 Offizieren belief sich ihr Verlust auf 48 Getötete, Verwundete und Vermißte.

Da in der Liste ebenfalls die Verluste des 9. Lancers angegeben sind, so wird daraus der Schluß gezogen, daß diese Truppe nicht von den Buren abgeschnitten wurde, wie man anfänglich vermutete.

Aus General Bullers Verlustliste ist ersichtlich, daß unter den Verwundeten des 2. Yorkshire Regiments sich Capt. C. A. Yates, Leutnant H. C. Ferynbough und Leutnant C. H. Ackroyd befanden, während von der Mannschaft desselben Regiments 10 getötet, 71 verwundet wurden und 9 vermißt werden.

London, 28. Nov. — General Buller hat heute eine Depesche aus Pietermaritzburg gesandt, welche wie folgt lautet: „Unsere letzten Nachrichten von Ladysmith reichen bis zum 24. November, bis zu welcher Zeit die Situation zufriedenstellend war. Eine alte, hier soeben angekommene und am 19. November vom Ladysmith abgesandte Botschaft lautet: General Joubert hat betreffs des Schießens auf eine Flagge (Rotes Kreuz) eine Erklärung abgegeben, die wir als zufriedenstellend entgegengenommen haben. Leutnant Leithbridge von der Schützenbrigade ist an seinen Wunden gestorben. Der Gesundheitszustand der Truppen ist zufriedenstellend. Es wurden uns heute 6 verwundete Dublin Füsiliere zugesandt, die auf einem gepanzerten Eisenbahnzug südlich von Colenso gefangen genommen wurden."

Während der Recognoscierungsfahrt des gepanzerten Zuges am 24. November wurden Leutnant F. Owen-Lewis, Bombay Infanterie, und ein Gemeiner getötet und ein Mann verwundet, und während der Recognoscierung der 9. Lancers am 26. November wurden Leutnant J. G. Sterling und ein Soldat verwundet.

London, 29. Nov. — General Methuen hat die Streitkräfte der Buren am Modder River geschlagen. Das Kriegsministerium erhielt heute die folgende Depesche von General Buller: Kapstadt, 28. November. General Methuen berichtet unter dem heutigen Datum: „Heute morgen um 5 Uhr fanden wir den Feind am Modder River stark verschanzt und in gedeckter Stellung. Es war nicht möglich, ihn zu umgehen, da der Wasserstand ein hoher war. Um 5 Uhr 30 Minuten eröffnete die Artillerie in Verbindung mit Kavallerie den Kampf. Dann machte die Garde am rechten, die 9. Brigade am linken Flügel einen weit ausgedehnten Angriff auf die Stellung der Buren, welche etwa 8000 Mann stark waren und zwei große Kanonen, vier Kruppkanonen u. s. w. zur Verfügung hatten.

Die Marinebrigade leistete uns von der Eisenbahn aus großen Beistand.

Nach einem erbitterten und hartnäckigen Kampf, welcher 10 Stunden dauerte, gelang es unseren Leuten, welche in der brennenden Sonne, ohne Wasser und ohne Nahrungsmittel fochten, den Feind zum Verlassen seiner Stellung zu nötigen.

Es gelang General Pole-Carew unter dem Beistand von 300 Sappeuren, mit einer kleinen Abteilung über den Fluß zu setzen.

Ich kann nicht umhin, allen denen, welche in dieser Schlacht, einer der blutigsten in den Annalen der britischen Armee, mitfochten, das höchste Lob zu erteilen. Es waren besonders zwei Batterien der Artillerie, welche sich auszeichneten."

London, 29. Nov. — Eine Spezialdepesche aus Windsor meldet, daß General Methuen in seiner Depesche an die Königin über die Schlacht am Modder River sagte: „Diese Schlacht war die blutigste des Jahrhunderts. Die Briten bombardierten die Schanzen der Buren und gingen dann zum Sturm über. Das Resultat war ein schreckliches."

Kansas City, 29. Nov. — Etwa 300 Mädchen, welche in der Fabrik der Swofferd Bros. Dry Goods Co. die Arbeit niedergelegt haben, weil ihnen die Firma für das Anfertigen von Arbeitshosen anstatt wie früher 4½ Cts., jetzt nur noch 4 Cts. pro Stück bezahlen wollte, haben das Publikum im allgemeinen und die Geistlichen der Stadt im besonderen zu einer Versammlung eingeladen, welche Freitagnachmittag stattfinden soll. In dieser Versammlung sollen die Leiden der Fabrikarbeiterinnen des längeren erörtert werden.

Vicepräsident Hobarts Testament.

Paterson, N. J., 1. Dez. — Das Testament des verstorbenen Vizepräsidenten Garret A. Hobart ist heute in der Amtsstube des Nachlaßrichters von Passaic County hinterlegt worden. Der Wert des Nachlasses ist nicht angegeben, doch verlautet, daß er etwa $2,500,000 beträgt. Die Witwe, Frau Jennie Hobart, erhält $1,000,000 und die Hälfte des Restes nach Auszahlung einiger Vermächtnisse, der Sohn, Garret A. Hobart jr., erbt die andere Hälfte, wenn er großjährig wird. Das St. Josephs-Hospital, das Allgemeine Hospital, die Kleinkinderbewahrschule, das St. Josephs-Waisenhaus und das Städtische Waisenhaus erhalten je $5000. Hobart Tuttle, Privatsekretär von Gouverneur Voorhees und Schwager des Erblassers, erhält $20,000. A. A. Wilcox, ein intimer Freund des verstorbenen Vizepräsidenten, erhält $10,000, David Hobart, ein Bruder des Verstorbenen, erhält $20,000 und jedes seiner Kinder $10,000.

Zu Testamentsvollstreckern sind die Witwe, Frau Jennie Hobart, A. A. Wilcox, E. T. Dell und Oberst Wm. Barbour ernannt worden.

Pittsburg, 1. Dez. — Der Ausstand der Eisengießer behufs eines Mindestlohnes von $3 pro Tag wurde in fünf der größten Gießereien heute aufs neue aufgenommen, und in noch 25 anderen Gießereien wird die Arbeit eingestellt werden, wenn die von den Arbeitern vorgeschlagene Lohnskala nicht unterzeichnet wird. Der Nationalverband der Eisengießer steht hinter dem Streik.

New York, 1. Dez. — Der morgen nach Europa abgehende Dampfer „Campania" wird 283,000 Unzen Silber mitnehmen.

Eine Spezialdepesche, welche am 28. November von Frere abgesandt wurde, berichtet, daß die Buren den Versuch machten, die Brücke bei Colenso in die Luft zu sprengen, aber von britischer Artillerie vertrieben wurden.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Deutschland.

Berlin, 2. Dez. — Das Kaiserpaar ist von seiner Englandreise wieder in das Neue Palais bei Potsdam zurückgekehrt. Der Kaiser ist von dem Erfolg der Reise hoch befriedigt; ebenso, allerdings in anderem Sinne, ein Teil der Presse. Die „Deutsche Tageszeitung" sagt, das Volk atme jetzt erleichtert auf, da es von der Reise schlimme politische Folgen befürchtet habe.

Der Kaiser findet eine höchst verworrene innerpolitische Lage vor. Man neigt jetzt größtenteils der Ansicht zu, daß nur der Reichstag, nicht auch der preußische Landtag, aufgelöst werde. Die „National-Zeitung" setzt ihre Bemühungen fort, die gleichdenkenden Elemente unter den gemäßigten Liberalen und im Centrum zu bewegen, die Flottenfrage sachlich zu erwägen und nicht vom einseitigen Parteistandpunkt aus zu behandeln, damit die Absichten derjenigen Politiker, die aus der Flottenfrage einen Konflikt schaffen möchten, zunichte gemacht werden.

So scharf die Hamburg-Amerika-Linie gegen ihren Kapitän Voß von der „Athesia" vorgegangen ist, weil dieser nicht bis zum letzten Augenblick bei der brennenden „Patria" aushielt, so liberal erweist sie sich der tapferen Besatzung der „Patria" gegenüber. Die Gesellschaft bewilligte den Matrosen, Feuerleuten und Stewards der „Patria" eine zweimonatliche Extralöhnung für ihr pflichttreues und tapferes Ausharren.

Berlin, 1. Dez. — Die Kreuzzeitung berichtet in einem sensationellen Artikel, daß ein Mitglied der Familie des englischen Kolonialsekretärs Chamberlain die Buren mit Munition versehen habe. Es heißt in dem Artikel, daß im Frühling dieses Jahres zwei deutsche Schiffe in Lorenzo Marquez Waren landeten, die in den Frachtbriefen als Ellenwaren bezeichnet, in Wirklichkeit aber Patronen englischen Fabrikats waren, die von der Londoner Firma Knoch & Co. stammten. Der Hauptteilhaber dieser Firma sei ein Bruder des Kolonialsekretärs Chamberlain.

Großbritannien.

London, 4. Dez. — Das Kriegsamt veröffentlicht folgende Depesche aus Kapstadt von gestern: „Das Transportschiff „Ismore" ist auf den Felsen in der St. Helena Bai gescheitert. Die Truppen wurden wohlbehalten an Land gesetzt, aber die Pferde sind noch an Bord. Die Kriegsschiffe „Dorris" und „Niobe", sowie das Transportschiff „Columbian" sind abgegangen, um Beistand zu leisten.

Oberst Kekewich berichtet am Donnerstag, den 30. November, daß die Bechuanen-Polizei am Dienstag, den 28. November, das Burenlager westlich von Kimberley genommen habe.

Vom Modder River ist Verbindung mit Kimberley durch Scheinwerfer hergestellt worden.

London, 2. Dez. — Der „Standard" sagt in einem Leitartikel, welcher von den gegenwärtigen Aussichten in Amerika in Verbindung mit der Eröffnung des Kongresses handelt, folgendes: „Selten ist eine Präsidentenbotschaft unter für das Volk und die am Ruder befindliche Partei günstigeren Umständen erlassen worden, als die, welche Präsident McKinley dem Kongreß zu unterbreiten im Begriff steht."

London, 1. Dez. — Der Pariser Korrespondent der „Evening News" telegraphiert heute an seine Zeitung, es sei Grund zur Annahme vorhanden, daß der britische Botschafter in Paris, Sir Edmund J. Monson, demnächst um einen längeren Urlaub nachsuchen werde, als Protest gegen die Angriffe der französischen Presse auf Königin Victoria und den Prinzen von Wales.

London, 1. Dez. — Der Flottenattache der hiesigen amerikanischen Botschaft, Leutnant J. C. Colwell, hat heute morgen zu Angeboten für die Ver. Staaten-Schiffe „Scipio" und „Rocket" aufgefordert. Wie verlautet, hofft das Flottendepartement einen Käufer für die „Scipio" in England zu finden, weil sie nicht zu einem amerikanischen Register berechtigt ist.

Philippinen.

Manila, 2. Dez. — 6 Uhr abends. Die Gefangennahme des Filipinogenerals Conon mit 800 Offizieren und Mannschaften mit Gewehren, mehreren amerikanischen und 70 spanischen Gefangenen in Bayambong, Provinz Nueva Vizcaya, durch Leutnant Munro und 50 Mann vom 4. Kavallerieregimente war eine erfolgreiche Irreführung. Leutnant Munro hatte den Filipinogeneral Conon dadurch „geblufft", daß er ihm telegraphierte, er sei mit einer großen Truppenmacht im Anzuge und verlange seine Übergabe.

Nach einigen Unterhandlungen erklärte General Conon sich bereit, vor einer überlegenen Truppenmacht kapitulieren zu wollen, worauf ihm dann Leutnant Munro wieder telegraphierte, daß er mit einer kleinen Abteilung in die Stadt einrücken und die Übergabe der Garnison entgegennehmen würde. Er nahm dann thatsächlich die ganze Filipinogarnison mit samt ihren Waffen gefangen, da die Rebellen vermuteten, Munro habe eine Armee hinter sich.

Inland.

Aus der Bundeshauptstadt.

Washington, D. C., 3. Dezember. — Der Jahresbericht des Flottenministers ist ein Dokument von außergewöhnlichem Interesse, da er sich nicht nur über die Thätigkeit der Flotte während des verflossenen Jahres verbreitet und wichtige Empfehlungen für die Zukunft enthält, sondern auch die wichtigeren Fragen in Bezug auf die Vergrößerung und Verbesserung der Flotte, einschließlich der Bewilligung von 18 neuen Kriegsschiffen und die Notwendigkeit einer baldigen besonderen Gesetzgebung für Beschaffung von Panzerplatten der besten Qualität, erörtert, sowie auch empfiehlt, daß dem Befehlshaber des Nordatlantischen Geschwaders und den unter seinem Kommando stehenden Offizieren und Mannschaften der Dank des Kongresses für ihren Anteil an den Flotten-Operationen bei Santiago erstattet werde.

Über die Vermehrung der Flotte sagt der Bericht: Die Zahl der großen, schnellen und starken Panzerkreuzer von großem Kohlengehalt in unserer Flotte steht in keinem Verhältnis zu der übrigen Flotten-Ausrüstung. Die Erfahrung des letzten Jahres hat ferner das Bedürfnis nach mehreren kleineren Kriegsschiffen, die gewöhnlich als Kanonenboote klassifiziert werden, dargethan. Es wird daher empfohlen, den Bau der folgenden Schiffe anzuordnen:

Erstens: Drei Panzerkreuzer von etwa 13,000 Tonnen Wasserverdrängung, mit einem größten Tiefgang von 26 Fuß, ausgerüstet mit den schwersten Panzerplatten und stärksten Geschützen für Schiffe dieser Art.

Zweitens: Zwölf Kanonenboote von etwa 900 Tonnen Wasserverdrängung.

Drittens, wie schon im vergangenen Jahr empfohlen, drei geschützte Kreuzer von etwa 8000 Tonnen Wasserverdrängung mit den stärksten Geschützen für Schiffe dieser Klasse. Diese Kreuzer entsprächen den Bedürfnissen der Flotte besser, als die im letzten Jahre empfohlenen von 6000 Tonnen. Wenn keine zufriedenstellenden Angebote für den Bau dieser Schiffe erlangt werden könnten, so sollten sie im Bundes-Schiffbauhof erbaut werden.

In der Empfehlung bezüglich dieser Anerkennung der Verdienste der Bemannung des nordatlantischen Geschwaders weist der Flottenminister darauf hin, daß diese Leute nicht minder belohnt zu werden verdienten, als die Bemannungen des asiatischen Geschwaders. Wenn eine Belohnung unter dem jetzigen Beförderungssystem nicht stattfinden könne, so empfehle das Departement die Annahme der in der letzten Kongreßsitzung eingereichten Senats-Bill, welche die Verleihung von drei Klassen von Medaillen vorschreibe, nämlich eine für hervorragende Auszeichnung im Kriege, eine für außergewöhnlichen Heldenmut und eine für allgemeine Verdienste; mit der Verleihung der ersteren soll eine dem Range entsprechende Gehaltserhöhung verbunden sein, wie sie eine Beförderung im Gefolge haben würde. Er glaube, daß eine solche, für Lebenszeit verliehene Medaille einem verdienstvollen Offizier lieber sein würde, als eine Beförderung auf Kosten eines Kameraden.

In Bezug auf die Panzerplatten sagt der Bericht, daß für den im Gesetz vom 3. März 1899 festgesetzten Preis von $300 per Tonne nicht einmal Panzerplatten geringerer Sorte zu haben seien, und das Departement habe daher keine Angebote für den in dem Gesetz angeordneten Bau dreier neuer Schlachtschiffe und dreier Panzerkreuzer einfordern können. Es wird demnach empfohlen, daß der Kongreß sofort nach seinem Zusammentritt das Departement bevollmächtigt, die für den Bau der neuen Schlachtschiffe „Maine", „Ohio" und „Missouri" nötigen Panzerplatten der besten Qualität anzuschaffen, und daß die Bestimmung, welche die Kosten auf $300 per Tonne beschränkt, aufgehoben werde. Auf die Errichtung einer Panzerplatten-Fabrik seitens der Regierung könne unmöglich gewartet werden.

Zum Schluß weist der Flottenminister auf die Rückkehr Admiral Deweys und seines enthusiastischen Empfanges im ganzen Lande hin.

Weitere Empfehlungen des Berichts betreffen die Förderung des Flotten-Reservedienstes, Konsolidierung des Konstruktions-, Ingenieurs- und Ausrüstungs-Bureaus der Flotte, Errichtung von Barracken für eingemusterte Mannschaften u. s. w. Sodann werden die Empfehlungen der verschiedenen Bureaus kurz zusammengefaßt und endlich auf die Zweckmäßigkeit der Umänderung der Trocken-Docks in League Island und Mare Island aus hölzernen in solche aus Stein und Cement hingewiesen. Auch werden in ausführlicher Weise die Ansprüche der Kriegsschiffe auf Prisengelder besprochen.

In einer beigefügten Tabelle giebt der Flottenminister eine Übersicht über die Flottenbau-Verhältnisse im Auslande, im Vergleich zu den Ver. Staaten. Daraus geht hervor, daß während dieses Jahres nur Italien und Japan weniger Schiffe bauen ließen, als die Ver. Staaten und daß nur Italien weniger Schiffe im Bau begriffen hat. Das Gesamt-Tonnengehalt der im Bau begriffenen Schiffe ist für die verschiedenen Länder, wie folgt: England, 531,680; Frankreich, 255,533; Deutschland, 148,235; Italien, 120,540; Japan, 130,000; Rußland, 222,976; Ver. Staaten, 123,236.

Jahresbericht des General-Postmeisters.

Der Jahresbericht des Generalpostmeisters Charles Emory Smith wurde heute abend veröffentlicht. Der wichtigste Teil desselben ist ein Gesuch an den Kongreß um Abstellung der Vorrechte für Postsachen zweiter Klasse, wodurch, wie er sagt, jährlich bis zu $20,000,000 an Einnahmen eingebüßt werden.

Der Finanzausweis für das Fiskaljahr giebt die Gesamtausgaben mit $101,632,161 und die Gesamteinnahmen mit $95,021,384 an; der Fehlbetrag ist um $2,422,747 geringer, als voriges Jahr.

Der Generalpostmeister sagt: Die notwendigste Reform im Postdienst besteht in der Richtigstellung der bedeutenden Übelstände, die aus dem Mißbrauch der durch das Gesetz gewährleisteten Vorrechte für Postsachen zweiter Klasse erwachsen sind. Es giebt zwar viele andere Verbesserungen und Fortschritte, die der Einführung und Entwickelung harren; Gelegenheiten für raschere Beförderung und Ablieferung; Ausdehnung des Gebietes des Postdienstes und Herbeiführung einer engeren Verbindung mit dem Volke; Mittel zur Ermäßigung des Portos; doch vor allen diesen fortschrittlichen Maßregeln, welche die Erfahrung erheischt, ist die Befreiung des besonderen Vorrechts, welches der Kongreß für einen bestimmten und berechtigten Zweck bewilligte, von den schädlichen Auswüchsen und offenkundigen Übelständen, mit denen es behaftet ist, nötig. Denn dieser kostspielige Mißbrauch, der auf dem Postdienst lastet und ihn in jeder Richtung an einem wirksamen Fortschritt hindert, bringt jährlich einen reinen Verlust von $20,000,000 und darüber mit sich. Der Fehlbetrag des Postamtes für das laufende Jahr ist $6,610,776. Würde jedoch diese ungerechte Anwendung der Zweite Klasse-Rate nicht vorkommen, so würde anstatt eines Defizits ein Überschuß von mehreren Millionen vorhanden sein. Mein Vorschlag geht nicht dahin, die Vorrechte legitimer Publikationen zu beschränken oder die Absicht des Gesetzes zu modifizieren, sondern nur, die Anwendung desselben auf den ursprünglichen Zweck zurückzuführen. Es ist meine Ansicht, daß vollauf die Hälfte aller Postsachen, die als solche zweiter Klasse aufgegeben und nach der Pfundrate frankiert werden, nicht eigentlich Postsachen zweiter Klasse im Sinne des Gesetzes sind und von rechtswegen Porto dritter Klasse bezahlen sollten. Dies ergiebt den enormen Betrag von 176,351,613 Pfund, von welchen das Departement nur einen Bruchteil der Einnahmen erhält, zu denen es berechtigt ist. Das Departement bezog von den letztes Jahr unter der dritten Klasse aufgegebenen Postsachen eine Einnahme von 14.75 Cents per Pfund, und auf dieser Basis würde es von den ungerechter Weise unter der zweiten Klasse aufgegebenen Postsachen ein Porto von $26,011,863 erhalten haben, anstatt nur $1,763,516, und die Gesamteinnahmen des Postamts würden um die stattliche Summe von $24,248,347 erhöht worden sein. Herr Smith bemerkt zum Schluß, daß für über ein Viertel der ganzen Postsachen Porto zweiter Klasse bezahlt wird, wo Porto dritter Klasse berechnet werden sollte; daß diese Postsachen nur ein Fünfundfünfzigstel der Einnahmen des Postamts liefern und daß die Beförderungskosten, zu 8 Cents per Pfund gerechnet, $14,108,129 betragen, während sich die Einnahmen aus dieser Quelle nur auf $1,763,516 belaufen, so daß der Regierung ein Verlust von über zwölf Millionen Dollars erwächst.

„Wenn schon eine bevorzugte Klasse da sein soll," sagt Herr Smith, „so möge sie das ganze Volk umfassen. Wenn dann diese Klasse in gerechter Weise Porto bezahlt, so könnte für Briefe, mit den geeigneten Beschränkungen, das Ein-Cent-Porto eingeführt werden, ohne daß das Departement ein größeres Defizit aufzuweisen hätte, wie in den letzten paar Jahren, ja vielleicht ohne irgend ein Defizit zu haben."

In Bezug auf unsere neuen Besitzungen sagt der Generalpostmeister:

„Die Anwesenheit von Bundestruppen in den neuen Insel-Besitzungen und Cuba, die beständig mit dem Heimatlande in Verbindung stehen, erheischte die Einführung von geeigneten Postbeförderungs-Vorrichtungen, und mit der Auslöschung der spanischen Herrschaft das alte lokale Postsystem thatsächlich aufhörte, so war eine Neuorganisation des ganzen Postdienstes im Einklang mit den Erfordernissen der eingeborenen Bevölkerung nötig."

Schlechte Nachrichten von dem Kontinent.

London in Aufregung.

La Grippe macht ihr Erscheinen.

Sterblichkeitsrate Besorgnis erregend.

Die Erfahrung vergangener Jahre lehrt uns, daß La Grippe ihren Flug westwärts nimmt sobald sie sich auf dem Kontinent gezeigt hat und wenn auch Meere zwischen uns liegen, so erregen die Nachrichten aus England doch Besorgnis.

Wir hatten in früheren Jahren Gelegenheit, näher auf die Geschichte dieser so mysteriösen Krankheit einzugehen und wenn wir wieder denselben Maßstab wie früher anlegen, so glauben wir die Gewißheit aussprechen zu können, daß La Grippe auch bei uns über kurz oder lang ihr Erscheinen machen wird.

Welche Form sie annehmen wird, ist noch ungewiß, da sie immer neue Ueberraschungen für uns in petto hat. Die Nachrichten aus London sprechen in dieser Saison von einer neuen Phase, die sich diesmal als Enteric Fieber mit einer hohen Sterblichkeitsrate zeigt.

Wir wissen, daß La Grippe kein Ansehen der Person kennt, daß Reiche sowohl wie Arme von ihr ergriffen werden und daß sie ihre Opfer in Palast und Hütte sucht. Wir wissen aber auch, daß meistens solche als erste Opfer fallen, welche, entweder von schwächlicher Konstitution nicht im stande sind den ersten Angriffen zu widerstehen, oder welche durch frühere Grippe-Anfälle geschwächt sind. Es sind dieses Leute mit dünnem Blut, schwachen Lungen und wenig Lebenskraft. Lasset uns daher aus früheren Vorkommnissen die Lehre schöpfen, daß wir uns gegen den Feind wappnen und dieses zwar durch einen normalen Gesundheitszustand und infolgedessen einen starken, kräftigen Körper. Dieses kann jedoch nur dadurch erreicht werden, daß wir das System reinigen und kräftigen, und dadurch die verschiedenen Organe in stand setzen, ihre Funktionen zu erfüllen. Ein einfaches botanisches Mittel, ohne alle Prätensionen, erwies sich bei früheren La Grippe Epidemien von unschätzbarem Werte nicht nur als Heilmittel für Kranke, sondern auch als Schutzmittel für Gesunde. Forni's Alpenkräuter Blutbeleber, das bewährte schweizer Kräutermittel, erzielt bei Grippe-Anfällen so zufriedenstellende Resultate, daß es mit Vertrauen auch für die Zukunft empfohlen werden kann, umsomehr als es frei von allen jenen Nachwehen ist, welche andere heroische Mittel nach sich ziehen. Herr S. C. Barth in Indianapolis, Ind., nennt den Blutbeleber „einen Segen für die Menschheit," da er ihn und seine Familie von einem schweren Anfall von La Grippe in kurzer Zeit kurierte. — Frau Verena Moesner, 1302 N. 24ste Str., Philadelphia, Pa., schreibt ebenfalls darüber wie folgt: „Unsere ganze Familie, ich selbst, meine zwei Söhne und eine Tochter wurden von La Grippe befallen, wurden jedoch durch Gottes Gnade und das wunderbare Heilmittel, Forni's Alpenkräuter Blutbeleber, in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder hergestellt." — So könnten wir noch Hunderte von Zeugnissen aufführen, würde es der Raum erlauben, und müssen uns daher mit vorstehenden begnügen. Dieses aber möchten wir unseren Lesern ans Herz legen: Zögert nicht, wenn ihr unwohl fühlt, unterbrecht jenen Husten, jene Schmerzen in der Brust oder den Lungen, jenes Stechen im Rücken oder den Seiten, jenes fieberische Gefühl. Wartet nicht bis euch der Feind in Fesseln geschlagen hat. Seid bereit für den Angriff durch zeitigen Gebrauch der bewährten Familienmedizin, Forni's Alpenkräuter Blutbeleber.

Hierzu möchten wir noch bemerken, daß Forni's Alpenkräuter Blutbeleber keine Apotheker-Medizin ist, sondern nur durch Lokal-Agenten oder direkt vom Fabrikanten, Dr. Peter Fahrney in Chicago, Ill., im Falle keine Agentur im Orte ist, bezogen werden kann.

Dr. J. J. Entz,

Hillsboro, Kansas.

Sie werden sich erinnern, daß, als ich mit meiner Tochter bei Ihnen war, dieselbe auf einem Auge schon nichts mehr und auf dem andern schon nur sehr wenig sehen konnte. Mit Dank gegen Gott und Sie, Herr Docktor, kann ich jetzt sagen: Die Augen meiner Tochter sind ganz gesund. Hatte schon viele Aerzte um Rat gefragt und viel Geld ausgegeben, — alles umsonst. Bin froh, daß ich mich schließlich an Sie gewendet. Ihr dankbarer

Johann Fuchs.

Passende Weihnachtsgeschenke.

Barths Geschichten. In steife, bunte Pappe gebunden, je 10 Cts.

Caspari — Zu Straßburg auf der Schanz. 20 Cts.

Glaubrecht — Anna, die Blutegelhändlerin. 20 Cts.

Horn — Chr. Fürchtegott Gellert. 20 Cts.

Horn — Die Biberfänger. 20 Cts.

Horn — Der Gemsjäger. 20 Cts.

Glaubrecht — Die Goldmühle. 20 Cts.

Chr. Schmid — Das Blumenkörbchen. 20 Cts.

Horn — Der Lumpensammler von Paris. 20 Cts.

Horn — Deutsche Treue. 20 Cts.

Strutton — Edelweiß, Erzählungen für jung und alt. 25 Cts.

Gerber — Abdel Kader und der Christenknabe. 25 Cts.

Strutton — Das erste Schuljahr. 25 Cts.

Strutton — Bilder und Ruinen. 25 Cts.

Christoph Schmids Kinderschriften. 12 Bände, je 25 Cts.

Hoffmanns Erzählungen. 54 Bände, je 25 Cts. (Siehe Katalog für Titel.)

Horn — Der Herr ist mein Schild. 30 Cts.

Horn — Ein Ostindienfahrer. 30 Cts.

Marston — Jeß, der Krüppel. 30 Cts.

Barth — Ausgewählte Erzählungen. 30 Cts.

Horn — Der Orkan auf Cuba. 30 Cts.

Horn — Gottes Finger. 30 Cts.

Caspari — Der Schulmeister und sein Sohn. 30 Cts.

Horn — Zwei Savoyarden-Büblein. 30 Cts.

Glaubrecht — Die Zigeuner. 40 Cts.

Glaubrecht — Das Heidehaus. 40 Cts.

Schubert — Ausgewählte Erzählungen. 40 Cts.

Horn — Friedel. 40 Cts.

Glaubrecht — Die Heimkehr. 40 Cts.

Glaubrecht — Der Kalendermann. 40 Cts.

Glaubrecht — Das Volk und seine Treiber. 40 Cts.

Strutton — Dein Wille geschehe. 40 Cts.

Strutton — Die Pilgergasse in Manchester. 40 Cts.

Liebrecht — Mein Joch ist sanft, der Weg ist schmal. 40 Cts.

Strutton — Die Fischer von Derby-Hafen. 40 Cts.

Stalker — Das Leben Jesu. 40 Cts.

Meyer — Christliches Leben. 45 Cts.

Meyer — Der zukünftige Gnadenstand. 45 Cts.

Meyer — Der gegenwärtige Gnadenstand. 45 Cts.

Spurgeon — Worte der Weisheit fürs tägliche Leben. 50 Cts.

Lörcher — Aus dem Volke für das Volk. 50 Cts.

Spurgeon — Funken vom himmlischen Leuchter. 75 Cts.

Das Leben John G. Patons. $1.00.

Spurgeon — Ratschläge für Prediger. $1.00.

Ben Hur, oder, Eine Geschichte aus der Zeit des Herrn Jesu. $1.50.

O. Funckes gesammelte Schriften, 11 Bände, Leinwand, per Expreß $8.00.

Bestellungen zu adressieren:

MENNONITE PUBLISHING CO.,
ELKHART, IND.

Kolorierte Bilderbücher für Kinder.

Aus der Kinderwelt. 15 Cts.

Für meine Lieblinge. 15 Cts.

Aus der Tierwelt. 20 Cts.

Des Kindes Lieblinge. 20 Cts.

Zweimal eins macht zwei. 25 Cts.

Tier-A-B-C. 25 Cts.

Das Vogel-A-B-C. 25 Cts.

Schöne Ferienzeit. 25 Cts.

Ein Besuch auf dem Lande. 25 Cts.

Die geheimnisvolle Kiste. 25 Cts.

Unsere Freuden durch Winter und Sommer. 25 Cts.

Glückliche Jugendzeit. 25 Cts.

Hansel und Gretel. 50 Cts.

MENNONITE PUBLISHING CO.,
ELKHART, IND.

— Lieber Bruder, hast Du schon einen Familienkalender? Wenn nicht, dann schicke uns sechs Cents, und Du erhältst einen. Diese kleine Ausgabe wird Dich nicht gereuen.



Der sinkende Petrus.

Prachtvoller Farbendruck. Größe 18x24 Zoll. Stellt den ergreifenden Augenblick in dem Leben des Apostel Petrus dar. Ein schönes Weihnachtsgeschenk für irgend jemand. Preis portofrei **40 Cents.**

Bestellungen adressiere:

MENNONITE PUBLISHING CO.,
Elkhart, Ind.

An unsere Leser in Rußland.

Wer sich eines unserer Blätter „Mennonitische Rundschau", „Herold der Wahrheit" oder „Der Christliche Jugendfreund" bestellen will, der kann solches bei einem unserer Agenten thun, der ihm am nächsten ist; dieselben sind:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
David Epp, Chortitz.
H. Borm, Chortitz.
David Schellenberg, Sofiewsky Sawod.
Isaak Born, Lichtfelde.
Peter Rogalsky, Nikolajewka (Memrik).
Heinrich Plett, Alexanderfeld (Sogradofka).
P. Kroecker, Wassiljewka, St. Barwenkawo.
M. Peters, Schönfeld, Gulaipol.
Johann Joh. Friesen, Alexandrowsk.
Heinrich Warkentin, Danilofka, Kurman Kemeltschie.

Man frage um Bedingungen an.

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind., U. S. A.

Wunschumschläge!

Schöner denn jemals. Schweres Papier. Aufliegender Druck. Prächtige Farben. Originelle Inschriften, für Festtage geeignet.

Neue Umschläge: No. A., B. u. C. zu **$1.00** pro Dutzend, portofrei.

Alte Umschläge: No. W., X., Y., Z. zu **$0.50** das Dutzend, portofrei.
(Von vorigem Jahre.)

Ein schöner Wunschumschlag war stets des Kindes größte Freude, denn es will den herzlichen Wünschen, welche in den kommenden Festtagen den l. Eltern wiederum so gerne dargebracht werden, auch eine möglichst schöne Außenseite geben. Dieses wissend, haben wir uns die schönsten Wunschumschläge besorgt, die wir bekommen konnten. Probepaket mit 7 Umschl., $0.40.

Bestellungen richte man an

MENNONITE PUBLISHING CO., Elkhart, Ind.

Wandkalender für 1900.

Ihr mögt schon einen schönern Wandkalender als diesen gesehen haben; wir noch nicht. deshalb können wir ihn auch mit gutem Gewissen unsern Kunden anbieten.



Die äußere Ausstattung ist künstlerisch schön und solch ein Wandkalender gereicht irgend einem Zimmer zur Zierde. Das Bild ist ein wunderschöner Farbendruck und stellt

Jesus am Brunnen

dar. Der Abreißkalender ist in Messing eingefaßt und kann leicht von der steifen Pappkarte losgenommen und auch wieder daran befestigt werden.

Für jeden Tag steht unter dem großen und deutlichen Datum ein Bibelspruch mit einer kurzen geistreichen Abhandlung darüber.

Preis: 35 Cents portofrei.

Alle Bestellungen richte man an

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.

Der Familienkalender für 1900 ist jetzt fertig.

Dies ist der anziehendste und beste Familienkalender, den wir je herausgegeben haben, und wir hoffen, daß unsere Agenten und Freunde ihr möglichstes thun werden, um so viele ihrer Nachbarn wie möglich mit demselben zu versehen.

Jede Familie sollte einen haben.

Preise:

1	Exemplar, portofrei,	$ .06
12	Exemplare,	.45
25	" "	.90
100	" "	3.50
100	" wenn der Empfänger selber Fracht oder Expreß bezahlt	2.50
250	" " " "	4.25
500	" " " "	7.50
1000	" " " "	12.50

Um prompte Berücksichtigung zu sichern, lege man allen Bestellungen den richtigen Betrag bei.

MENNONITE PUBLISHING CO.,
ELKHART, IND.